Band 882 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

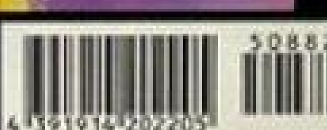
GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Sonnen-Dämon

Band 882 ● 2.20 DM
Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Der Sonnen-Dämon

John Sinclair Nr. 882

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 30.05.1995

Titelbild von Tim White

Sinclair Crew

Der Sonnen-Dämon

»Ich muß weg! Ich muß weg!« Die Stimme war nicht mehr als ein rauhes Flüstern, das meine Ohren aus dem dunklen Teil des Zimmers erreichte, wobei ich wußte, daß ich dem Jungen mit den goldenen Augen nicht helfen konnte.

Ich saß im Sessel. Ein Mann, der mit sich selbst kämpfte, um den Bann zu brechen. Die Unwirklichkeit der zu langen Zeitspanne, gepaart mit Szenen aus der Vergangenheit, hielt mich jedoch fest.

Das magische Hologramm stand noch im Raum. Es hatte nicht nur mich, auch Shao und Suko in seinen Bann gezogen, und wir sahen die letzten Szenen, allerdings übertönt von der Stimme des Jungen mit den goldenen Augen, der sich im Hintergrund aufhielt und für uns nicht sichtbar war.

Das Hologramm zeigte uns die Nacht in der Wüste. Wir sahen die beiden Männer, die vor einer Kühlerhaube standen, auf der ein Toter lag. Mit dem Blut des Toten war etwas auf seine nackte Brust geschrieben worden, das ich nicht lesen konnte. Dafür nahm ich das Entsetzen in den Gesichtern der Männer wahr, die wieder normal aussahen, denn die beiden dritten Augen auf ihren Stirnen waren verschwunden.

Die Szene schwächte sich ab. Zugleich geschah noch etwas sehr Unheimliches und Unerklärliches.

Aus dem realen Hintergrund hervor bewegte sich eine Gestalt in dieses magische Hologramm hinein. Ein Junge, der keine normale Kleidung trug, sondern eine rötliche Kutte, die gelbgolden schimmernde Fäden zierten.

Jetzt hatte die Realität die Vergangenheit eingeholt. Beide bildeten ein einziges Bild. Der Wüstenhintergrund hatte sich über den Jungen geschoben, und ich hörte ihn noch einmal sprechen.

»Ich muß ihn warnen, ich muß ihn retten…«

Dann war Kinok verschwunden.

Und mit ihm der Hintergrund.

Es gab den Bann nicht mehr. Uns umgab das normale Wohnzimmer, in dem wir uns versammelt hatten, und nicht nur mir kam es vor, als würde ich aus einem tiefen Traum erwachen, mit dem zusammen ich die Realität durchbrochen hatte.

Ich atmete tief ein. Meine Glieder waren vom langen Sitzen steif geworden.

Ich hatte mich nicht bewegt, die erlebten Szenen waren einfach zu spannend und unerklärlich gewesen. Shao und Suko war es nicht anders ergangen. Ich konnte die Chinesin sehen, wie sie den Kopf schüttelte, um wenig später die Hände vor ihr Gesicht zu pressen.

Suko saß nicht weit von ihr entfernt. Er starrte auf seine Teetasse, als wäre sie etwas Besonderes.

Seine Stirn legte sich dabei in Falten.

Ich selbst wollte etwas sagen, mußte mir aber erst die Kehle freiräuspern, dann atmete ich scharf durch und drückte mich aus dem Sessel hoch. Ein wenig verloren kam ich mir vor, als ich zum Fenster schaute, als wäre dort etwas zu sehen, das uns weiterbrachte. Dahinter jedoch lauerte nur die normale Dunkelheit eines Herbstabends. Mit Magie hatte das nichts zu tun, überhaupt nicht.

Wir aber hatten die Magie erlebt. Zumindest eine Form davon, und wir standen noch immer unter deren Eindruck. Allmählich war mein Gehirn wieder bereit, sich mit gewissen Gedanken zu beschäftigen, alles noch einmal zu rekapitulieren, doch es war Shao, die mich mit ihrer Frage ablenkte.

»Wen will er retten?«

Ich drehte mich um.

Shao hatte ihren Platz nicht verlassen. Sie saß im Sessel und schaute mal Suko und mal mich an.

»Könnt ihr mir keine Antwort geben?«

Meine Antwort war knapp. »Nein.«

Suko war derselben Meinung, und auch Shao würde kaum etwas anderes sagen können, obwohl sie die einzige von uns war, die so etwas wie eine Beziehung zu Kinok, dem Jungen mit den goldenen Augen, aufgebaut hatte. Mit ihr und Suko hatte der Fall praktisch seinen Anfang genommen, denn ihnen war der Junge in einem Supermarkt aufgefallen. Allein wegen seiner Kleidung und der goldenen Augen.

Es war dann zu einem schrecklichen Vorfall gekommen. An der Kasse des Supermarkts war ein Mann auf schlimme Art und Weise gestorben. Er war zusammengebrochen, hatte Blut dabei gespieen, und auf seiner Stirn hatte sich im Angesicht des Todes das dritte Auge eines Psychonauten abgezeichnet.

Dieser Vorgang hatte Menschen wie Shao und Suko nicht ruhen lassen. Sie sahen einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Tod des Psychonauten und dem Erscheinen und auch schnellen Verschwinden des Jungen. Beide hatten sich aufgemacht, Kinok zu suchen, und es war Shao gelungen, ihn zu finden. Da aber hatte sie sich bereits in Lebensgefahr befunden, denn zwei Leibwächter des Jungen hatten sie umbringen wollen, damit dessen Geheimnis gewahrt blieb.

Es war nicht dazu gekommen. Kinok hatte Shao gerettet und durch die Kraft seiner Hände auch ihre Würgemale am Hals geheilt. Als Suko und ich Shao fanden, da war schon alles vorbei gewesen, aber wir wußten, daß Kinok und die beiden arabisch aussehenden Killer in einem neben dem Tatort liegenden Hotel wohnten.

Dort hatten wir sie dann gestellt. Es war zu einem Kampf gekommen. Die beiden Killer hatten ihr Leben verloren, Kinok aber existierte weiter, und er machte deutlich, daß er sich besonders zu Shao hingezogen fühlte, was ursächlich mit dem Planeten Sonne zusammenhing.

Wir gingen davon aus, daß Kinok die Lösung des Rätsels war und wollten uns um ihn kümmern.

Deshalb waren wir mit ihm zusammen in diese Wohnung gefahren und hatten erlebt, wie es dem Jungen gelungen war, ein magisches Hologramm aufzubauen, das Szenen aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineintransportierte und uns an dem Geschehen teilhaben ließ, das schon lange zurücklag.

Wir hatten zwei Forscher erlebt, die an irgendeiner Stelle der Cheopspyramide in die alte Felsenhalle unter dem Bauwerk gestiegen

waren und dort eine geheimnisvolle Grabstätte gefunden hatten, in der zwei Sarkophage unterschiedlicher Größe standen.

Der größere war leer gewesen. In dem kleineren allerdings hatte ein Baby gelegen, eingewickelt in Tücher. Kein totes Kleinkind, sondern ein Baby, das lebte, trotz des verschlossenen Sargs. Die beiden Forscher - ebenfalls mit dem dritten Auge versehen und demnach Psychonauten - waren nicht mehr dazu gekommen, dieses Baby an sich zu nehmen, denn plötzlich war eine unheimliche Gestalt erschienen, vermummt bis auf die Augen, und sie hatte das Wesen an sich genommen.

Die Gestalt war mit dem Kind verschwunden, und für uns war es leicht gewesen zu erraten, daß es sich bei diesem kleinen Wesen um Kinok gehandelt hatte.

Er war das Kind der Mumie gewesen, und er war von seinem Vater mitgenommen worden.

Die beiden Männer hatten die Grabstätte fluchtartig verlassen. Trotz ihrer außergewöhnlichen Psychonauten-Kräfte hatten sie Furcht gehabt, denn ein Gegner wie diese gewaltige Mumie war ihnen haushoch überlegen. Er hatte es auch durch einige Morde bewiesen, denn die Helfer der beiden Männer waren umgebracht worden. Fünf Männer mit durchschnittenen Kehlen; der letzte hatte noch auf der Kühlerhaube des Wagens gelegen.

Noch etwas war hinzugekommen, an dem wir zu knacken hatten. Einen der Psychonauten hatten Suko und Shao im Supermarkt wiedergesehen. Dort war er auf diese fürchterliche Art und Weise gestorben, aber wir hatten ihn durch die magische Rückführung in die Vergangenheit noch als lebende Person erlebt.

Einer lebte wohl noch. Davon ging ich zumindest aus, auch wenn es optimistisch gedacht war.

Wir hatten durch den Blick in die Vergangenheit auch die Namen der beiden Personen erfahren können. Der Tote hieß Francis Clayton, er war Engländer. Derjenige, der überlebt hatte, hörte auf den Namen Guy Laroche. Ihn mußten wir finden und retten, es sei denn - und hier hakten meine Überlegungen ein, daß Kinok ihn finden wollte, um ihn zu retten, denn ich hatte seine Worte nicht vergessen. Ich muß ihn retten!

»Du denkst ebenso wie ich?« fragte Suko.

»Kann sein. Was denkst du denn?«

Mein Freund lächelte. »Daß wir uns um Laroche kümmern sollten, um sein Leben zu retten.«

»Kann sein, muß aber nicht, denn auch Kinok hat davon gesprochen, einen Menschen retten zu wollen.«

Auf diese Bemerkung konnte mir auch Suko keine Antwort geben. Unsere Hoffnung war Shao, die sich plötzlich im Kreuzfeuer unserer

Blick sah und sich dabei unwohl fühlte. Sie strich ihr Haar zurück. Aus der Kanne hatte sie kalten Tee in die Tasse gekippt, hob sie an, führte sie vorsichtig an den Mund und nippte daran.

Als sie die Tasse wieder absetzte, sprach ich Shao an. »Was ist mit dir? Du bist diejenige, die so etwas wie einen Kontakt oder eine Verbindung zu Kinok gehabt hat.«

»Ich…?« Sie hob die Schultern. »Kontakt kann man es nicht nennen. Vielleicht hat uns nur die Sonne verbunden, aber das weiß ich nicht so genau.«

»Er hat dir vertraut«, sagte Suko.

»Und er hat dir sogar das Leben gerettet!« fügte ich hinzu. »Stimmt alles.«

»Deshalb bist du unsere einzige Chance!« fügte ich noch hinzu.

Shao schaffte ein Lächeln. »Verlangt ihr da nicht etwas zu viel von mir?« fragte sie zurück.

»Das wollen wir herausfinden.«

»John, ich bitte dich. Dieser Junge hat mich zwar sympathisch gefunden, wie auch immer, aber er wird seinen eigenen Weg gehen, das könnt ihr mir glauben. Er ist keiner, der sich leiten oder in irgend etwas hineinzwingen läßt. Er geht seinen Weg, ich habe ihn nur gestreift, aber keine Beziehung zu ihm aufgebaut.«

Suko widersprach indirekt. »Kinok hat dir zumindest das Leben gerettet.«

»Das gebe ich zu.«

»Also muß es auch ein Band zwischen euch geben.«

Shao überlegte. »Von meiner Seite schon. Ich würde gern mit ihm reden, auch wenn ich sagen muß, daß er ein Mörder ist.« Sie blickte uns ernst an. »Oder habt ihr die Szene und die schreckliche Tat im Supermarkt vergessen?«

»Ich zumindest nicht«, gab Suko zu. »John ist ja nicht dabeigewesen.«

»Er ist also ein Mörder!« stellte Shao fest.

Ich widersprach und hob dabei den rechten Arm. »Moment noch, beweisen können wir ihm das nicht. Gehen wir einmal davon aus, wir würden ihn vor Gericht stellen. Jeder Verteidiger würde uns auslachen und unsere Beweisführung zerpflücken. Was sollten wir dann sagen? Kinok hat durch Blicke getötet? Ausgelacht würden wir werden.«

»Wie siehst du ihn dann?« erkundigte sich Suko.

»Als einen indirekten Täter.«

»Auch einverstanden.«

»Und ich sehe ihn auch als meinen Lebensretter an«, sagte Shao, »und möglicherweise auch als einen Menschen, der seine Tat bereut. Das entnehme ich seinen letzten Worten. Er wollte einen anderen retten.« Ihre Augen weiteten sich. »Wer könnte damit gemeint sein? Habt ihr eine Ahnung?«

»Es läge im Prinzip auf der Hand«, murmelte ich.
Shao lächelte, auch Suko nickte. Die beiden dachten wie ich, nur ich sprach es aus. »Guy Laroche, der französische Archäologe. Er hat überlebt, er weiß vielleicht noch nichts vom Tod seines Freundes Clayton, und er könnte von diesem Jungen durchaus gerettet werden, vorausgesetzt, Kinok findet ihn.«
»Was auch unser Problem ist«, stimmte Shao zu.
»Wobei seine Chancen sicherlich besser stehen«, sagte Suko. »Denkt nur an die Möglichkeiten, die er hat. Die sind größer als unsere.« Er schaute auf die Uhr. »Wie, zum Teufel, willst du um diese Zeit herauskriegen, wo ein Ägyptologe oder Archäologe namens Guy Laroche irgendwo in Frankreich lebt?«
»Im Britischen Museum gibt es genügend Experten für Orientalistik und Agyptologie. Wenn Laroche eine Kapazität ist, dann müßten seine Kollegen wissen, wo er zu finden ist.«
»Dort arbeitet so spät am Abend bestimmt keiner mehr«, warf Suko ein.
»Das stimmt.«
»Wir müssen bis morgen warten.«
»Falls es dann nicht zu spät ist«, warf Shao ein.
Ich schaute sie an. »Und du? Was ist mit dir? Kannst du nicht versuchen, auf mentaler Ebene Kontakt zu ihm aufzubauen? Nicht zu Laroche, zu Kinok. Daß er dir dann mitteilt, wo wir Laroche finden und den Jungen in seinen Bemühungen unterstützen können.«
Shao lächelte fremd. »Was verlangst du von mir?«
»Viel, ich weiß. Aber du bist die letzte in der Ahnenreihe der Sonnengöttin Amaterasu. Das hat Kinok gespürt, auch wenn er nicht nahe an die Lösung herangekommen ist. Aber denk an deine Fähigkeiten.«
Sie unterbrach mich. »Das ist vorbei. Sie sind mir abhanden gekommen, zumindest verschüttet. Es war ein Versuch der Sonnengöttin gewesen, auf einer anderen Ebene ihre Nachfolge zu übernehmen. Leider hat es nicht geklappt. Ich bin wieder ein normaler Mensch wie Suko und du.«
»Hast du es probiert?«
»Nein!«
»Dann würde ich…«
Sie schaute mich wütend an. Ich hatte den Eindruck, als würden Funken in ihren Augen tanzen.
»John, du kannst mich nicht zwingen. Du kannst nicht etwas aus mir hervorholen, das nicht in mir ist. Verstehst du das denn nicht?«
Durch den plötzlichen Ärger in ihrer Stimme schwieg ich überrascht. So hatte ich Shao noch nicht erlebt. Zumindest hatte sie sich mir gegenüber nicht so verhalten. Auf der anderen Seite bewies mir ihre

Reaktion, daß sie sich mit diesem Thema sicherlich beschäftigt hatte. Sie war sich ihrer Sache selbst nicht sicher, sie litt darunter, daß ihre andere Existenz so weit entfernt war. Ich hatte durch meine etwas barschen Worte bei ihr eine Wunde aufgerissen.

Suko war die Sache ebenfalls unangenehm. Er schaute betreten zu Boden, während Shaos Augenlider flatterten.

»Entschuldige…«, sagte ich. »Tut mir ehrlich leid. Ich habe nicht gewußt, daß du… na ja…«

»Schon gut, John. Wir haben beide etwas heftig reagiert. Aber meine jüngste Vergangenheit ist für mich ein Problem.« Sie strich über ihr Gesicht, bevor sie tief einatmete. »Ich glaube auch, daß ich übermüdet bin. Die letzten Stunden sind nicht spurlos an mir vorübergegangen.« Sie stand auf und reckte sich. »Deshalb wird es für mich besser sein, wenn ich ins Bett gehe. Okay?«

»Es ist deine Entscheidung«, sagte Suko. Auch er hatte sich erhoben, und Shao nahm ihn in den Arm. »Ihr könnt auch ohne mich darüber diskutieren, denke ich.«

Auch ich war aufgestanden. Sie kam zu mir und lächelte. »Alles wieder in Ordnung, John?«

»Von meiner Warte aus schon.«

»Gut, dann sehe ich euch morgen.«

»Gute Nacht.«

Wir schauten zu, wie Shao den Wohnraum verließ. Wenig später hörten wir die Tür zum Schlafzimmer zufallen, und wir waren wieder allein. Suko hob die Schultern. »Möchtest du etwas trinken?«

»Einen Whisky könnte ich vertragen.«

»Gut.« Er ging zur Bar, und kurz darauf hörte ich die Flüssigkeit in das Glas gluckern. Dann kehrte er zurück. »Weißt du, daß ich Shao verstehen kann? Sie hat einiges hinter sich und ist dementsprechend nervös. Das wäre ich auch, wenn ich das erlebt hätte, was sie durchgemacht hat. Wie dem aus sei, John, wir packen es.« Er drückte mir das Glas in die Hand.

Ich trank die ersten beiden Schlucke und schloß die Augen. »Laroche«, murmelte ich, die Hand dabei um das Glas gelegt. »Er ist der Schlüssel, den wir finden müssen.«

»Kein Widerspruch.«

Ich schaute Suko wieder an. »Wie wäre es, wenn wir es in dieser Nacht trotzdem versuchen?«

»Du meinst, daß wir jemand aus dem Bett klingeln?«

»So ungefähr.«

»Und wen?«

Ich runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht, da möchte ich mich mehr auf Sir James verlassen. Er kennt Gott und die Welt und wird uns weiterhelfen können.«

»Wie spät ist es denn?« fragte Suko.
»Noch nicht Mitternacht.«
»Wie du willst, John, und wenn du meinst, daß es auf eine Stunde dabei ankommt, laß dich nicht davon abhalten.«
Das tat ich auch nicht.
Aber ich hatte Pech. Sir James erwischte ich weder zu Hause noch in seinem Club.
Etwas deprimiert leerte ich das Glas mit einem letzten Schluck und stellte es zur Seite.
»Und jetzt?« fragte Suko.
»Gehe ich auch ins Bett. Morgen ist ja auch noch ein Tag…«

***

Schon seit Tagen hatte Guy Laroche das Gefühl gehabt, daß irgend etwas in der Luft lag. Bald würden Dinge passieren, auf die er persönlich keinen Einfluß hatte, die aber in einem unmittelbaren Zusammenhang mit seiner Person standen.
Es war eine Warnung, und er hörte auf sie, denn er hatte den Druck dort auf der Stirn gespürt, wo sich das dritte Auge befand.
Es hatte sich allerdings nie richtig »gemeldet« und war immer unsichtbar gewesen. Die leichten Schmerzen aber konnte der Archäologe auf keinen Fall ignorieren.
Im Institut, das nahe an der Seine lag und dessen Fenster einen Blick auf den grauen Fluß gestatteten, hatte sich der Mann auf einen Vortrag vorbereiten wollen, den er in einer Woche halten sollte.
So etwas war für ihn nichts Neues, man holte ihn gern, weil er spannend und interessant selbst trockene Dinge erklären konnte, und das Thema des Vortrags wäre ihm auch nicht neu gewesen, nur schaffte er es diesmal nicht, sich in die Materie einzudenken. Er hatte über altägyptische Grabstätten sprechen sollen, die nichts mit den Pyramiden zu tun hatten, sondern die Begräbnisrituale der Menschen damals betrafen, was auch interessant sein konnte, aber Laroche war es nicht gelungen, sich zu konzentrieren.
Immer wieder waren seine Gedanken weggeglitten und hatten sich mit anderen Dingen beschäftigt, ohne jedoch konkret geworden zu sein. Er kam nicht mehr zurecht. Er schaffte es nicht, sich auf ein anderes Gebiet zu konzentrieren, hatte während der Arbeitszeit lange am Fenster gesessen und sich sogar die Frage gestellt, ob er nicht plötzlich unfähig geworden war.
Einiges stimmte nicht mehr in seinem Leben. Trotz der Ablenkung war er Realist genug, um sich darüber Gedanken zumachen. So forschte er nach Fehlern in der Vergangenheit und kam zu dem Ergebnis, daß er eigentlich nichts oder zu wenig wußte.
Trotzdem blieb das Gefühl.

Und auch der Druck hinter seiner Stirn.

Das wiederum nahm er als Zeichen hin. Und er dachte daran, daß sein letztes Outing einige Jahre zurücklag. Sieben waren es. Da hatte er mit seinem Freund und Kollegen Francis Clayton das ungewöhnliche Grab gefunden, hatte das Kind gesehen und auch die Mumie. Dieser seltsame Fund hatte ihn jahrelang beschäftigt, war später dann verblaßt, doch in den letzten Tagen waren ihm die Vorgänge wieder ins Gedächtnis zurückgerufen worden, auch die letzte Szene, als sie Meneres auf der Motorhaube des Wagens liegend gefunden hatten. Seine Kehle war durchschnitten gewesen, und auf der nackten Haut hatte sein Mörder in altägyptischer Schrift mit dem Blut des Toten das Wort Rache geschrieben.

Eine Rache gegen wen?

Es war einfach. Die Rache galt Clayton und ihm. Da gab es für ihn keine andere Alternative. Was sie begangen hatten, war Frevel gewesen. Sie hatten eine Grabkammer geöffnet, die eigentlich für immer hätte verschlossen bleiben müssen, aber daran hatten sie sich in ihrem Forscherwahn nicht gehalten, und sie wären nicht die ersten Ägyptologen gewesen, die eines unnatürlichen Todes gestorben wären. Da konnte er einige Namen aufzählen, die von der Rache des Pharaos getroffen worden waren.

Sie erkaltete auch nach Jahren nicht. War der Schwur einmal ausgesprochen, so blieb er auch, und Laroche hatte immer gehofft, daß er davon verschont bleiben würde.

Je mehr er über sein Problem nachdachte, um so stärker drang eine Lösung in sein Bewußtsein.

Dieses Gefühl der Furcht, gepaart mit dem Druck des dritten Auges hatte etwas mit ihrem Frevel aus der Vergangenheit zu tun.

Mit ihrem Frevel!

Auf das zweite Wort kam es ihm an. Er war nicht allein bei dieser Graböffnung gewesen. Er hatte noch einen Freund an der Seite gehabt. Zwar lebte Francis Clayton in London und er in Paris, das hatte sie jedoch nicht davon abgehalten, sich des öfteren zu sehen, auf Kongressen oder privat, und sie hatten auch immer wieder über ihr damaliges Erlebnis gesprochen. In der letzten Zeit allerdings nicht mehr. Jetzt kehrte sie zurück, sorgte für Laroches Unruhe und hatte sich auch auf seinem Gesicht niedergeschlagen, das noch hagerer geworden war. Sein Haar war grau geworden. Es wuchs dicht, buschig und drahtig auf seinem Kopf, federte auf den Ohren und reichte tief bis in den Nacken hinein. Laroche achtete nicht sonderlich auf sein Äußeres, und das bezog sich auch auf die Kleidung. Er besaß nur drei Anzüge. Einen für den Sommer, einen für den Winter und den dritten für zwischendurch.

Den trug er an diesem Tag. Einen senffarbenen Cordanzug mit

Lederflicken an den Ellbogen. Darunter ein braunes Hemd ohne Krawatte. Dafür sahen die Knöpfe aus wie helle Perlen.

Er schaute nicht mehr durch das Fenster, sondern über die Platte seines großen Schreibtisches hinweg. Dort stapelten sich Unterlagen, Skizzen und Zeichnungen, ohne daß sie den Wissenschaftler bei seiner Arbeit störten. Er war dabei, einen Katalog zu erstellen, den das Institut herausbringen wollte. Laroche hatte dabei die ägyptische Ecke übernommen und war gezwungen, sich alte Fundstücke genauer anzusehen, die ihm ein Fotograf so aufgenommen hatte, wie er es wollte. Diese Fotos verteilten sich ebenfalls auf seinem Schreibtisch. Eine alte Schreibmaschine war davon eingekreist, und zahlreiche Stifte lagen kreuz und quer.

Für all diese Gegenstände hatte Laroche keinen Blick. Mit gefurchter Stirn schaute er das alte Telefon an. Es war sein Draht zur Außenwelt und zum einen Mann namens Francis Clayton. Laroche hatte den Nachmittag hin und her überlegt, ob er den Freund in London anrufen und ihm von seinen Gefühlen berichten sollte. Immer wieder hatte er gezögert, schon zweimal den Hörer in der Hand gehabt, wobei er einmal durch eine Botin gestört worden war, die neue Fotos gebracht hatte.

Mittlerweile war es Abend geworden. Er würde Clayton an seiner Arbeitsstelle nicht mehr erreichen können, also mußte er es bei ihm in der Wohnung versuchen.

Wie Laroche so lebte auch Clayton seit seiner Scheidung vor zwei Jahren allein. Laroche hatte erst gar nicht eine neue Heirat angestrebt. Bei seinem Lebensstil wäre jede Frau schnell weggelaufen, ein Zusammenleben mit ihm konnte er keinem weiblichen Wesen antun. Er fühlte sich auch als älterer Junggeselle recht glücklich, auch weil er so stark mit seiner Arbeit verbunden war.

Wieder zuckte seine Hand zum Apparat. Er umschloß mit einer Hand den Hörer, ließ ihn jedoch auf der Gabel liegen.

Soll ich? Soll ich nicht?

Noch immer überlegte Laroche. Er wollte seinen englischen Freund und Kollegen auch nicht beunruhigen. Auf der anderen Seite aber gehörten beide zu den Psychonauten. Gelegentlich standen sie im Brennpunkt.

Er hob den Hörer ab.

Die Nummer kannte er auswendig. Während er den Hörer zwischen Schulter und Kinn festklemmte, lauschte er den Drehgeräuschen der Wählscheibe. Das Freizeichen erklang, und Laroche hoffte, daß in London jemand abhob.

Er hatte Glück. Schon bald hörte er die Stimme, die sich mit den neutralen Worten »Ja, bitte?« meldete.

Der Franzose runzelte die Stirn. War das sein Freund Clayton?

»He, wer sind Sie?«

Laroche schluckte den Kloß hinunter. Er legte plötzlich auf und spürte den kalten Schweiß auf seinem Gesicht. Hinter der Stirn hatte sich der Druck verstärkt. Er konnte nicht mehr sitzenbleiben, stand auf und durchwanderte sein geräumiges Büro mit der hohen Decke und den ebenfalls hohen und altmodischen Heizkörpern, deren grüne Farbe allmählich abblätterte. Er ging über die knarrenden Holzdielen. Die Kälte auf seinem Rücken breitete sich immer mehr aus. Die Gedanken zeichneten in seinem Kopf ein wirres Muster nach, und er fragte sich zum wiederholten Male, weshalb er so heftig reagiert und aufgelegt hatte.

Nur wegen der fremden Stimme?

Es konnte einen völlig normalen Grund haben. Da war ein Bekannter ans Telefon gegangen. Laroche hätte nur etwas warten müssen, damit der andere Clayton an den Apparat holte.

Er hatte es nicht getan. Er fragte sich nach dem Grund und dachte an eine gewisse Vorahnung, die ihn überkommen hatte. Etwas stimmte nicht, die andere Stimme war nicht normal, zudem hatte sie sich seiner Meinung nach ziemlich dienstlich angehört. Er blieb vor einem der beiden hohen Fenster stehen, blickte nach draußen in die trübe Dunkelheit, hätte auch den Fluß sehen müssen, den er trotzdem nicht registrierte, weil er eben mit seinen Gedanken einfach zu weit entfernt war.

Er hatte Angst um Clayton.

Und er hatte Angst um sich selbst!

Laroche schaute auf seine Finger. Sie zitterten, obwohl kein Grund vorhanden war. Der Schweiß lag noch auf seinem Gesicht, dafür war seine Kehle trocken wie die Wüste.

Die Wasserflasche ragte wie ein dünner gläserner Turm zwischen all den Papieren und Fotos hervor.

Ein Rest befand sich noch darin. Laroche drehte den Verschluß auf und trank die Flasche leer.

Nachdenklich stellte er sie wieder weg. Dabei fiel sein Blick abermals auf das Telefon, was in seinem Kopf eine Initialzündung auslöste und ihn dazu brachte, es noch einmal zu versuchen.

Diesmal nahm er auf der Kante seines Schreibtisches Platz. Er entknotete die alte Schnur, wählte die Nummer in London erneut, und wieder hörte er dieselbe Stimme.

Diesmal war der Archäologe darauf vorbereitet. Er verlangte, Mr. Clayton zu sprechen.

»Der ist nicht hier. Wer sind Sie?«

»Ein Kollege.«

»Was möchten Sie von Mr. Clayton?«

»Es geht um fachliche Dinge.« Laroche holte tief Luft. »Aber sagen Sie

mir, wer Sie sind.«
Darauf ging der andere nicht ein.
»Sie sind Franzose, wie ich Ihrer Stimme…«
»Ja, aus Paris. Aber was soll das…?«
Der Fremde in Claytons Wohnung räusperte sich. »Es tut mir leid, aber Sie können Francis Clayton leider nicht mehr sprechen.«
Guy begriff nicht sofort. Vielleicht sperrte er sich instinktiv auch gegen die Wahrheit. »Ist er nur ausgegangen, oder lebt er nicht mehr in seiner Wohnung?«
»Das hatte er.«
»Reden Sie doch vernünftig.«
»Er ist tot!«
Drei Worte waren es, die Laroche beinahe zu Eis werden ließen. Und diese Worte klangen noch immer in seinem Hirn nach.
Tot - tot - tot…
Clayton war tot.
Ein Mann in den besten Jahren war urplötzlich gestorben, und Laroche weigerte sich, an eine Krankheit zu glauben. Er wollte es einfach nicht, er biß sich auf die Unterlippe und schmeckte das Blut auf seiner Zunge.
»He, sind Sie noch dran?«
Die fremde Stimme störte ihn. »Ja, flüsterte er, ich bin noch dran. Reden Sie weiter. Wie starb er?«
»Er hatte einen Blutsturz. Aber jetzt sagen Sie mir endlich, wer Sie sind, verdammt!«
Durch einen Blutsturz, dachte Laroche. Durch einen verdammten Blutsturz. Er hörte die Stimme des fremden Mannes - wahrscheinlich ein Polizist, aber sie wurde leiser, weil Guy den Hörer vom Ohr nahm. Dann legte er auf.
»Durch einen Blutsturz«, flüsterte er. »Mein Gott, wie ist so etwas möglich?« Er schlug die Hände vor das Gesicht und blieb regungslos auf der Schreibtischkante sitzen. Erst nach einer Weile kam er wieder zu sich, verließ diesen Platz und bewegte sich auf das Fenster zu. Er hatte das dringende Bedürfnis, hinausschauen zu wollen, um die eigentliche Realität zu sehen, denn was ihn umgab, kam ihm so unwirklich vor.
Im Raum brannte nur die Schreibtischleuchte. Ihr Licht malte sich auch auf der Fensterscheibe ab, wie ein gelblicher Mond, der dabei war, sich allmählich aufzulösen.
Laroche spürte die Kopfschmerzen. Zudem waren seine Glieder schwer geworden. In den letzten Sekunden verglich er sich mit einem Menschen, der um Jahre gealtert war. Seine Sinne hatten sich ebenfalls verändert. Sie nahmen Dinge wahr, auf die er sonst nicht geachtet hatte. Das leise Summen der Heizung, den Verkehrslärm

draußen, auch die trockene Wärme zwischen den mit Bücherregalen vollgestopften Wänden.

Ich muß hier raus, dachte er. Ich muß einfach weg. Ich will an die frische Luft. Ich muß über einiges nachdenken.

Laroche löschte nicht einmal das Licht. Er ging zum Garderobenständer und nahm seinen Mantel vom Haken. Es war ein beigebrauner Trench.

Er streifte ihn über und ließ seine schmale Aktentasche stehen, als er fluchtartig aus dem Institut rannte.

***

Seine Angst nahm zu. Auch die über Paris liegende herbstliche Kühle hatte daran nichts ändern können. Sie war wie ein mörderischer Druck, der sich bei jedem seiner Schritte noch verstärkte.

Guy Laroche war zum Fluß gegangen. Er hatte einen der schmalen düsteren Wege benutzt und stand in der Nähe einer Laterne, wobei er schräg auf das Wasser schaute und auch nicht weit entfernt eine der zahlreichen Brücken sah, die den Fluß überspannten. Sie kam ihm vor wie eine sich bewegende helle Girlande, was an den zahlreichen Fahrzeugen lag, die mit eingeschalteten Scheinwerfern über die Brücke hinwegfuhren und darauf hinwiesen, daß eine Stadt wie Paris eigentlich nie zur Ruhe kam.

Laroche stöhnte auf. Sein Freund und Kollege war tot. Gestorben an einem plötzlichen Blutsturz.

War das normal? Nein, auch wenn es derartige Todesursachen gab, bei Francis Clayton wollte er es nicht akzeptieren. Da mußte es einen anderen Grund geben, und er wußte auch schon welchen.

Der Mann sah die zahlreichen Blätter nicht, die auf der Wasseroberfläche trieben. Er achtete nicht auf die Schiffe, die den Strom durchpflügten, und er hatte ebenfalls keinen Blick für das welke Laub, das sich von den Ästen löste und dem Erdboden entgegensegelte. Vor seinen Augen entstand klar und scharf ein Bild, das er nie vergessen hatte.

Ein Toter auf der Kühlerhaube. Eine durchschnittene Kehle. Das Wort Rache mit dem Blut des Toten auf die eigene Brust geschrieben. Das genau war der Grund. Die Rache einer Mumie, der sie das Kind hatten wegnehmen wollen. Nicht Rache für den Tod der fünf Helfer allein, davon hatten sie nichts mehr gehört, denn ihre Aktion war illegal gewesen, und die ägyptischen Behörden hatten sicherlich für perfekte Vertuschung gesorgt, weil man keinen Ärger haben wollte. Einzig und allein die lebende Mumie, der Sonnen-Dämon Sorath, hatte sein Versprechen eingelöst.

Ich wohne in Paris, dachte Laroche.

Dann lachte er bitter. Für ein Wesen wie Sorath war die Entfernung

London - Paris ein Katzensprung, und Laroche wußte sehr genau, daß er als nächster auf der Liste des Sonnendämons stand.

Sie hatten sich damals beide zu weit vorgewagt. Dafür mußten sie nun zahlen.

Laroche fror. Nicht nur die Umgebung kam ihm kalt vor, selbst vom Fluß her stieg die Kälte in die Höhe wie aus einem offenen Grab und ließ den Mann schaudern.

Was soll ich tun?

Diese Frage beschäftigte ihn mehr und mehr. Immer wieder huschte sie durch seinen Kopf, und er war auf der verzweifelten Suche nach einer Lösung, aber sie fiel ihm nicht ein. Natürlich dachte er an Flucht, wobei er sich diesen Gedanken wieder abschminken konnte, denn der Rächer würde ihn überall erreichen.

Also in seine Wohnung sitzen und warten, bis er kam?

Das war auch keine Lösung. Es mußte noch einen anderen Weg für ihn geben.

Er strich durch sein Gesicht. Dabei fuhren die Hände vom Kinn her in die Höhe, und Laroche merkte sehr genau, daß die Wärme nahe der Stirn zugenommen hatte.

Als er dann mit den Fingerspitzen über den Augenbrauen hinwegstrich, da merkte er sehr deutlich die Stelle an der Stirn, wo das dritte Auge verborgen lag.

Sie war wesentlich wärmer als der übrige Teil. Dahinter pochte und brannte es. Das Auge hatte reagiert. Es war sehr sensibel, und Laroche mußte davon ausgehen, daß es die Gefahr auch spürte, die sich ihm immer mehr näherte.

War es der Tod?

Der Mann schluckte. Er wollte nicht, daß Tränen in seine Augen stiegen, konnte es aber kaum verhindern, schloß die Augen und spürte trotzdem das Brennen.

Dabei war er sich in den letzten Jahren so sicher gewesen, daß alles vorbeiging, doch dieses Gefühl hatte ihn verlassen. Seit heute stand er auf einem sehr dünnen Eis, das schnell brechen würde. Der Druck um seinen Magen und auch in der Kehle nahm zu. Die Kälte hatte noch immer einen Reif auf seinen Körper gelegt. Als sehr schlimm empfand er seine Unfähigkeit, gegen die eigene Angst anzukämpfen. Sie war es, die ihn behinderte und sein Denken beeinflußte. Er brachte die einfachsten Dinge nicht mehr in eine logische Reihenfolge. Er hätte am liebsten jemanden gehabt, der ihn an die Hand nahm und ihm zeigte, wo es langging. Das verborgene Auge empfand er nie so stark wie jetzt.

Schritte näherten sich ihm. Sie schleiften durch das auf dem Boden liegende Laub, als wäre jemand dabei, eine Leiche hinter sich herzuziehen. Der einsame Mann drehte sich um. In seiner Nähe

schlenderte eine Frau vorbei. Sie trug einen glänzenden Lackmantel und lächelte ihm, als sie auf einer Höhe war, zu.

Noch eine einsame Person, dachte Laroche. Er lächelte nicht zurück. Paris machte viele Menschen einsam. Für Touristen, die kamen und die Stadt schnell wieder verließen, mochte sie noch das alte Flair haben, aber diejenigen Personen, die gezwungen waren, sich durch harte Arbeit ihr Brot zu verdienen, verkümmerten oft.

Bisher hatte Laroche nicht zu diesen Menschen gehört, weil er durch seine Arbeit voll und ganz in Anspruch genommen war. Seit heute sah er das nicht mehr so. Da kam er sich vor wie ein Gejagter, ein Gehetzter, auf dessen Fersen sich eine unheimliche Macht gesetzt hatte.

Als er der Frau nachschaute, sah er, wie diese sich halb umdrehte. Sie hatte noch einen letzten Versuch unternommen, aber auch der fruchtete bei Laroche nicht.

»Ich bin ein Todgeweihter, Madame«, murmelte er. »Gehen Sie lieber weiter.« Er selbst drehte sich um. Er wollte noch ein Stück an der Seine entlanggehen, sich seinen Gedanken hingeben und dabei das Wasser beobachten, das in einem immerwährenden Strom floß. An verschiedene Stellen entstanden Wirbel und Kreisel, so daß in diese Gleichförmigkeit das Chaos hineingeriet, wie auch in Guys Leben.

Seine Füße schaufelten Laub in die Höhe. Auf dem Wasser fügten sich die dünnen Dunstschwaden zusammen und bildeten leichte Nebeltücher. Sie gaben einen nur verschwommenen Blick auf das andere Ufer frei, wo mächtige, alte Gebäude standen, hinter denen, entfernt und doch irgendwie nahe, der beleuchtete Arm des Eiffelturms in die Höhe ragte.

Seine Gedanken drehten und bewegten sich. Sie flossen im Kreis, er versuchte vergeblich, sie einzuordnen, was ihm nicht gelang, doch etwas kristallisierte sich hervor.

Guy Laroche wollte auf keinen Fall die gesamte Nacht über im Freien verbringen, er mußte zurück in seine Wohnung. Er würde sich dort an seinen kleinen Sekretär setzen, nachdenken und auf den Rächer warten.

Dieser Gedanke erinnerte ihn wieder an die Mumie. An das Gesicht, von dem nur so wenig zu erkennen gewesen war. Nur durch einen breiten Spalt zwischen den Tüchern hatten er und sein jetzt toter Freund Francis einen Teil der Haut sehen können, die wie altes Leder oder zerknittertes Papier gewirkt hatte. Der Körper der Mumie war mit der Dunkelheit verschmolzen. Nur einmal, als er in den kleinen Sarkophag gegriffen hatte, um das Baby hervorzuholen, waren seine Hände erschienen.

Kompakt und bleich, nicht zu vergleichen mit dem Hautstreifen am Gesicht.

Stimmen schreckten ihn aus seinen Gedanken. Laroche blieb stehen und schaute nach vorn.

Er war so schnell wieder in die Realität eingedrungen, daß ihm diese vorkam wie eine Kulisse. Der Schatten einer Brücke streifte ihn wie der vom Fluß heranziehende Nebelhauch. Vor ihm flackerte es unregelmäßig auf. Dort hockten einige Gestalten um ein Feuer unter der Brücke, und deren Stimmen hatte er auch gehört.

Weitergehen oder nicht?

Sie hatten ihn schon entdeckt.

Wie viele es genau waren, hatte er nicht gezählt, aber zwei von ihnen kamen auf ihn zu. Sie trugen Lederkleidung, ihre Köpfe waren beinahe kahl, bis Laroche erkannte, daß sie beide geflochtene Zöpfe trugen, die zu den rechten Seiten hin nach unten hingen.

Die Typen rochen nach Gewalt. Sie waren die Verlierer einer Ellbogengesellschaft. Sie lebten in ihrer Welt, in einem Sumpf, der sich wie ein Kreisel drehte und aus dem sie nicht herauskamen.

Zumindest nicht aus eigener Kraft.

Die mit Steinen bedeckte Böschung an der linken Seite wurde nahe der Brücke von einer schmalen Treppe unterbrochen. Sie war zu erreichen, war für Laroche unmöglich, denn er hätte zu viele Schritte laufen müssen. Das würden die anderen nicht zulassen. Sie standen schon so dicht vor ihm, daß er ihre Alkoholfahnen riechen konnte, und im Hintergrund lachten die Zurückgebliebenen. Unter der Brücke bekam dieses Lachen ein besonderes Echo, so daß es sich nur wenig menschlich anhörte.

»He«, sagte einer und stieß ihn an.

Laroche taumelte zurück.

Der Archäologe konnte zwar mit Worten kämpfen, aber nicht mit Fäusten. Und eine Faust bekam er zu spüren. Sie rammte ihn wie eine Betonhand in seinen Magen. Er beugte sich vor und konnte nicht mehr atmen. Die Welt drehte sich um ihn. Zugleich wurde ihm übel. Die Sicht verschwand in einer Schattenwolke. Er merkte kaum, daß ihn zwei Hände festhielten, ihm die Arme hart auf den Rücken bogen, dann peitschte das Johlen der Typen in seinen Ohren, und wenig später wurde er zu den anderen dreien hingeschleift.

Auch sie trugen dieselbe Frisur! Es war das Erkennungszeichen der Bande.

Laroche bewegte automatisch seine Beine. Er hielt den Kopf gesenkt, die Augen offen. So starrte er auf das feuchte Pflaster. Aus seinem offenen Mund rann Speichel.

Laroche wurde nach links gedreht und bekam einen Stoß. Sie hatten ihn losgelassen. Er rechnete damit, auf den Boden zu fallen, aber die Brückenwand stoppte ihn.

Laroches Gesicht war naß. Er sah das Feuer dicht vor sich. Die

Flammen waren wie kleine Geister, die immer wieder in die Höhe tanzten und dabei versuchten, sich neue Nahrung zu beschaffen.

Der Schlag hatte Teile in seinem Körper taub werden lassen. Trotzdem schaffte es Laroche, eine Frage zu stellen, auch wenn die Worte nicht mehr als ein Keuchen waren.

»Was… was… wollt ihr?«

Einer aus der Gruppe gab Antwort. »Was schon?«

»Ich weiß nicht…«

»Dich und dein Geld.«

Die anderen lachten, als hätten sie einen besonders tollen Witz gehört.

Der Sprecher trat vor. Da er in den Schein des Feuers geriet, konnte Laroche ihn gut sehen. Der junge Mann war um die Zwanzig. Er hatte ein bleiches Gesicht und unruhige Augen. Einen Schritt vor Laroche stoppte er. Die Lederkleidung saß nur an den Beinen hauteng, nicht am gesamten Körper. Guy erkannte, daß sich unter der vorn ausgebeulten Jacke etwas bewegte. Diese Bewegungen übertrugen sich auch auf das Material, das Falten warf, die in die Höhe wanderten.

Noch war die Jacke geschlossen, was der Typ schnell änderte. Er zerrte den Reißverschluß mit einer provozierend langsamen Bewegung nach unten. Seine Kumpane schauten ihm dabei zu. Laroche hörte das gelle Kichern einer Mädchenstimme. Da sie alle gleich aussahen, hatte er nicht erkennen können, wer Junge und wer Mädchen war.

»Kennst du Charly?« wurde Laroche gefragt.

Er schüttelte den Kopf.

Der Sprecher zog den Reißverschluß der Jacke noch tiefer. Das dabei entstehende Geräusch hinterließ auf Laroches Körper einen Schauer. Er fühlte sich dabei, als wäre seine Haut aufgerissen worden.

Dann krabbelte Charly hervor und setzte sich in die Hände des Glatzkopfes. Charly war eine Ratte.

Nicht daß sich Laroche vor diesen Tieren geekelt hätte, er war da tolerant, in dieser Lage aber kam sie ihm schrecklich vor, und er schaute zu, wie sie sich in den Händen des Typs drehte, um ihn anzuschauen.

»Charly hat Hunger!«

Laroche verzog den Mund. Dann gebt ihm doch was zu fressen, wollte er sagen, ließ es aber bleiben. Er lauschte statt dessen abermals der Stimme.

»Charly ist scharf auf Menschenfleisch!«

Laroche schluckte. Ihm wurde übel. Nicht allein durch den Treffer. Die Androhung hatte ebenfalls etwas dazu beigetragen, und der Kerl vor ihm hörte sein Würgen.

»Wenn du mich ankotzt, schlage ich dich tot!«

»Was wollt ihr von mir?«
»Fressen für Charly.«
»Ich habe nicht viel Geld, ich…« Er schüttelte den Kopf und röchelte, denn der Typ hatte seine Hände blitzartig vorgestreckt, und Charlys Schnauze befand sich dicht vor Laroches Lippen. Er konnte in das aufgerissene Maul hineinblicken, wo die kleinen, spitzen und weißen Zähne blinkten.
Er sah sogar die Zunge, und er bekam auch mit, wie die Ratte unruhig zappelte. Sie konnte nur mühsam von ihrem Besitzer gebändigt werden.
»Sie kann dich auch anknabbern!«
»Da ist etwas mit seiner Stirn!« rief das Mädchen. »Schaut doch mal, der Fleck!«
Sogar der Rattenträger trat zurück. Ja, es war etwas mit der Stirn. Das spürte Laroche selbst. Ein Brennen hatte sich auf die Mitte gelegt, als würden ihn glühende Nadeln verletzen.
Charly glotzte auf sein Opfer. Laroche achtete nicht mehr auf ihn. Er konzentrierte sich mehr auf seine Stirn. Dahinter tuckerte und zuckte es. Immer heißere Wellen jagten durch seinen Kopf, und er fragte sich, ob sein Auge schon zu sehen war. Wahrscheinlich nicht, sonst hätten die Typen schon reagiert.
»Das liegt an der Angst und an der Anstrengung«, sagte der Rattenträger. »Andere scheißen sich in die Hose, bei ihm brennt die Stirn.« Seine Worte lösten die Spannung der anderen in einem harten Lachen auf, und der Sprecher kam wieder näher. Er flüsterte dabei: »Charly will an dir probieren. Erst danach werden wir dich ausnehmen. Wir können alles von dir gebrauchen, dein Geld, deinen feinen Zwirn, sogar deinen Mantel. Und dich werfen wir anschließend in den Fluß.«
Laroche drehte durch. Er konnte selbst nicht glauben, daß er den Mut hatte, so zu reagieren. Es war mehr ein Reflex, und er erschrak auch über sich selbst.
Er zog die linke Faust gegen die spitze Schnauze der Ratte.
Das Tier jaulte auf. Es tanzte zwischen den Händen seines Besitzers, der es nicht loslassen wollte.
Die Ratte biß zu. Aus den Wunden der Hand quoll Blut!
Guy stieß sich von der Wand ab. Wenn er jetzt nicht handelte, war alles zu spät.
Er wollte auf die Treppe nahe der Brücke zulaufen, bewegte sich nach rechts und es störte ihn auch nicht, daß er durch die Flammen rannte. Wobei er nicht sah, daß der Kerl die Ratte endlich von den Fingern weggeschleudert und ins Feuer geworfen hatte. Das Tier war in die heiße Glut gefallen und wurde gegrillt.
Laroche kam nicht weit.

Es war das Mädchen, das sich ihm entgegenstellte und dabei ein Bein zur Seite drehte.

Der Archäologe übersah es. Er geriet ins Stolpern, bekam noch einen Tritt in den Rücken, und einen Moment später raste der feuchte Erdboden auf ihn zu. Im Fallen schaffte es der Mann, die Arme vor sein Gesicht zu drehen und es zu schützen. Trotzdem prallte der mit der Stirn auf, und Funken stoben in ihm hoch. Er schlug sich die Knie auf, und seine Ellenbogen hämmerten ebenfalls gegen die harte Erde. Das Brennen auf seiner Stirn wurde von den Schmerzen überdeckt, doch seine Gedanken waren nach wie vor klar. Er wußte, daß er sich durch seine Reaktion um die Chance gebracht hatte. Das Heulen oder Schreien des Gebissenen war noch immer zu hören. Für ihn hörte es sich sehr weit entfernt an. Doch die Befehle des Typen waren unmißverständlich.

»Los, macht ihn fertig!« rief er mehrmals hintereinander.

Guy Laroche wollte sich aufraffen und weglaufen. Trotz seiner Schmerzen. Er mußte sich einfach bewegen, aber dagegen stemmten sich die anderen.

Sie kamen über ihn, und Guy wußte nicht, wie viele Hände sich in seine Kleidung verkrallten. Sie waren allerdings nicht stark genug, um ihn auf die Beine zu zerren. Er stemmte ihnen keinen Widerstand entgegen. Dazu war er nicht in der Lage.

Laroche wurde gegen die Wand gewuchtet. Jemand hatte seinen Handrücken gegen Laroches Mund geschlagen. Die Unterlippe war aufgeplatzt, das Blut rann als dünner, roter Faden über das Kinn.

Laroche sah auch den Rattenbesitzer, der dabei war, ein Taschentuch, das schon zahlreiche Blutflecken aufwies, um seine rechte Hand zu wickeln.

Der junge Mann stierte Laroche an, und der wiederum erschrak über den Haß in den Augen des anderen. Damit kam er nicht zurecht. Es war kaum zu begreifen, daß ein junger Mensch derartig absacken und hassen konnte. »Wir machen aus dir einen Schaschlik!« drohte er und ließ sich ein Messer mit langer Klinge geben. »Danach werfen wir dich in die Glut, damit du wie Charly gegrillt wirst.«

Die Klinge blinkte, als der Sprecher auf Laroche zuging und das Messer bewegte. Er hielt den Griff mit der linken Hand fest, das Grinsen auf seinen Lippen sah verdammt böse aus.

Er würde zustoßen, richtete seine Augen nach unten, um ein Bein des Archäologen anzuvisieren.

Dann lachte er leise.

»Tut es nicht!«

Eine helle Kinderstimme hatte die Worte gesprochen. Sie waren nicht ungehört geblieben, denn alle Mitglieder der Flußbande erstarrten. Sie drehten sich um, weil sie den Sprecher nicht sahen, der in ihrem

Rücken gestanden hatte.
Auch Guy Laroche schaute in diese Richtung.
Am Ende der Brücke, nicht mal weit von der Böschungstreppe entfernt, stand ein Junge in einem Kaftan. Man mußte schon in seine Augen schauen, um zu erkennen, was mit ihm los war.
Der Junge hatte goldene Augen!

***

Auch ich war zurück in meine Wohnung gegangen. Ziemlich frustriert, und die Bude kam mir plötzlich kalt und verlassen vor. Ich vermißte in diesem Augenblick einen Gesprächspartner. Gern hätte ich Bill, Glenda, Jane oder Lady Sarah bei mir gehabt, um mit einem, von ihnen über den Fall zu diskutieren, aber ich wollte sie in Ruhe lassen, obwohl sie mir einen Anruf nicht übelgenommen hätten.
Ich blieb allein. Um die muffige gegen frische Luft auszutauschen, öffnete ich das Fenster.
Die Dunkelheit hatte sich über London ausgebreitet. Abnehmender Mond, Laternen, Autoscheinwerfer und die Lampen in den Häusern sorgten für etwas Licht.
Zahlreiche Gedanken strömten durch meinen Kopf. Ähnlich wie die kühle Luft, die mich umwehte.
Der Wind trug sie zu mir heran, aber er brachte mir leider nicht die Erleuchtung. In diesem Fall fühlte ich mich mehr als ein Statist. Wenn jemand eine Lösung herbeiführen konnte, dann war es Shao, abgesehen natürlich von Kinok, doch der war nicht mehr aufzufinden. Meine Gedanken drehten sich um den Jungen und um dessen Kraft oder Macht. Er hatte es geschafft, so etwas wie ein magisches Hologramm aufzubauen und es uns ermöglicht, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Das wollte mir nicht aus dem Kopf, denn so einfach war diese Tatsache nicht zu erklären. Der Junge mußte schon etwas Besonderes sein, daß er so etwas schaffte.
Ich hatte gesehen, wie er aus der Grabkammer geholt worden war. Er hatte als Baby in einem verschlossenen Sarkophag gelegen, was eigentlich auch unmöglich war, aber ihm hatte es nichts ausgemacht, und darüber zerbrach ich mir den Kopf.
Wer konnte das überleben?
Es gab eine Antwort. Ein Zombie, ein Vampir, jemand, der keine Luft zum Atmen brauchte.
War Kinok das?
Meine Hand hätte ich dafür nicht ins Feuer gelegt. Aus den Augen verlieren durfte ich die Möglichkeit auch nicht. Außerdem - wer kannte denn schon die altägyptische Magie und deren Einzelheiten? Ich nicht, obwohl ich oft genug damit konfrontiert worden war. Es gab immer wieder Lücken und Nischen, in die noch nicht hineingeleuchtet

worden war.

Auf der anderen Seite gesellte sich ein weiteres Phänomen hinzu, die Psychonauten, die mit dem dritten Auge. Sie waren die Auserwählten eines alten Volkes, von dem in Legenden und Sagen der Frühzeit berichtet worden war. Im Laufe der Zeit war bei fast allen Menschen dieses dritte Auge verschwunden, nur bei wenigen noch kam es zum Vorschein, wie eben bei diesen Archäologen.

Die Spur teilte sich.

Sie führte einmal zu den Psychonauten und zum anderen in die Nähe eines gefährlichen Sonnendämons. Wo sich beide verbanden, das konnte ich leider nicht sagen.

Ich schloß das Fenster und trat wieder zurück in die Stille der Wohnung. In dem Zimmer leuchteten nur zwei Lampen, die sich in einer gewissen Entfernung gegenüberstanden. Eine hatte ich einmal von Glenda zum Geburtstag bekommen. Ihr Corpus bestand aus einer bauchförmigen Flasche, der Schirm sah aus wie ein roter Halbmond. Ihren Platz hatte die Leuchte auf einem kleinen Beistelltisch gefunden.

Auch nach dem Genuß der Frischluft fühlte ich mich kaum besser. Es wäre für mich an der Zeit gewesen, ins Bett zu gehen und für einen gewissen Vorrat an Schlaf zu sorgen, das aber tat ich nicht. Innerlich war ich zu unruhig, um schlafen zu gehen, ich rechnete damit, daß noch irgend etwas passierte.

Was es sein würde, konnte ich nicht sagen, aber da drängten sich schon gewisse Vermutungen auf, und sie alle hingen mit Kinok zusammen. Der Junge war verschwunden. Er hatte eine Aufgabe übernommen. Er hatte jemand retten wollen.

Tatsächlich diesen Laroche?

Auch der Namen spulte durch meinen Kopf. Ich ärgerte mich im nachhinein, Sir James nicht erreicht zu haben, denn er hätte mir auch zu einer späten Stunde den Weg zu gewissen Personen ebnen können. Ich selbst war da ein wenig überfordert und konnte nur hoffen, daß es am nächsten Morgen noch nicht zu spät war.

Auf der Suche nach den neuesten Nachrichten schaltete ich die Glotze ein und zappte einige Kanäle durch. An einem Sender blieb ich hängen. Es wurde heftig diskutiert. Meine Augen weiteten sich, als ich meinen Chef Sir James in der Runde erkannte. Es war genau zu sehen, wie unwohl sich Sir James im Licht der Scheinwerfer fühlte. Um was ging es? Um welches Thema? Das hatte ich bald herausgefunden. Es ging um UFOs. Was mich wieder an einen der letzten Fälle erinnerte, denn da waren mir tatsächlich ein UFO und ein E.T. begegnet, wobei als zusätzliche und schreckliche Komponente noch die Kreaturen der Finsternis eingetroffen waren.

Sollte dieser Fall aufgegriffen werden?

Nein, denn man redete allgemein über dieses Phänomen, und auch

Sir James ging nicht auf Details ein, obwohl er über unseren Einsatz informiert war. Man hatte ihn als Experten eingeladen, der sich mit ungewöhnlichen Phänomenen beschäftigte, was ihn sicherlich nicht erfreute, da Sir James lieber im Hintergrund agierte.

Eine ältere Frau sprach davon, daß sie mehrere dieser Objekte in Sussex gesehen hatte und eine Freundin von ihr in den ungewöhnlichen Strahlen verbrannt war.

Das Telefon tutete.

Ich wurde aus meiner Konzentration gerissen, nahm den Ton des Fernsehers weg und hob ab.

»Du schläfst also noch nicht«, stellte Suko fest.

»So ist es.«

Er räusperte sich. »Würdest du zu mir kommen?«

»Klar. Was ist denn los?«

»Das ist nicht so einfach zu erklären. Jedenfalls brauche ich einen Zeugen.«

»Dreht es sich um Shao?«

»So ist es«, erwiderte er leise.

In meinem Kopf klingelten einige Alarmglocken. »Was ist denn passiert?«

»Noch nichts…«

Die Antwort ließ auf eines schließen. Deshalb sagte ich: »Okay, ich bin so schnell wir möglich bei dir.«

Den Fernseher schaltete ich aus, auch wenn Sir James gerade sprach. Ich würde ihn nach dem Interview fragen, wenn ich ihn traf.

Suko und Shao wohnten nebenan. Mein Freund hatte die Tür bereits geöffnet. Ich drückte sie auf und sah Suko in der Diele stehen. Sein Gesicht zeigte einen nachdenklichen Ausdruck. Er hatte den Blick zu Boden gesenkt, als gäbe es dort etwas Wichtiges zu sehen.

Das leise Schließen der Tür brachte ihn wieder in eine andere Position zurück. Er schaute mich an und zeigte ein verkrampftes Lächeln. »Danke, daß du gekommen bist.«

»Das war doch selbstverständlich. Aber was ist mit Shao?«

»Ich zeige es dir.«

»Wo?«

Er schob mich vor und hatte dabei eine Hand gegen meine rechte Schulter gedrückt. »Wir müssen ins Schlafzimmer. Ich mache mir Sorgen um sie.«

Das war verständlich, denn Shao hatte einen direkten Draht zu Kinok, auch wenn sie es nicht zugeben wollte. Bei ihr hatte sich damals vieles um die Sonnengöttin gedreht, und Kinoks Macht reichte ebenfalls in dieses Gebiet hinein.

An der Schlafzimmertür blieb ich stehen, ich wollte Suko den Vortritt lassen. Er betrat auch als erster den Raum, in dem meine

Aufmerksamkeit dem großen Doppelbett galt, auf dessen rechter Seite Shao schlief.

Die Lampe stand auf einem kleinen Tisch an der linken Seite. Durch einen Dimmer war die Leuchtkraft reduziert worden, so daß der matte Schein nicht störte.

Wir bewegten uns auf Zehenspitzen, und ich blieb Suko dabei auf den Fersen. Am Fußende des Bettes blieb er stehen, wartete, bis ich ebenfalls meinen Platz erreicht hatte, und hauchte mir zu. »Im Moment ist sie sehr ruhig.«

»War es denn schon anders?«

Er nickte.

»Und wie anders?«

Suko dachte einen Augenblick nach. Er hatte dabei eine Hand zur Faust geballt. »Halte mich nicht für einen Übertreiber John aber mir kam sie schon beängstigend unruhig vor.«

»Was tat sie?«

»Sie röchelte, sie sprach auch…«

»Sprach?«

Er nickte. »Leider konnte ich nichts verstehen. Es lag nicht an den Worten, sondern…«

»Eine fremde Sprache also?«

»Sehr kehlig«, flüsterte Suko nickend. »Arabisch oder wenigstens ähnlich. Ich weiß es nicht. Shao muß etwas träumen, das nehme ich im günstigsten Fall an. Im ungünstigsten gehe ich davon aus, daß sich ihr Geist auf Wanderschaft befindet und in Regionen herumtreibt, die uns verschlossen bleiben.«

»Du hast keinen Astralleib gesehen?«

»Das nicht.«

Ich atmete tief durch und richtete meine Blicke auf die schlafende Chinesin. Sie lag auf dem Rücken, allerdings etwas zur linken Seite gedreht. Die Arme zeigten nach oben, waren aber angewinkelt. Die Hände bildeten Fäuste, aber stets nur für Sekunden. Es waren Bewegungen, die ihre innere Unruhe widerspiegelten. Nach meiner Einschätzung litt Shao schrecklich im Schlaf. Sie focht einen Kampf aus, sie war von irgendwelchen Ahnungen gestellt worden, und möglicherweise erlebte ihr Unterbewußtsein entscheidende Dinge mit, die sich in einer ganz anderen Welt oder Zeit abspielten.

Suko war ebenfalls der Schweiß auf Shaos Gesicht aufgefallen. Erholte ein sauberes Taschentuch hervor und näherte sich Shao. Als er sie erreicht hatte, blieb er in Kopfhöhe stehen und beugte sich vor.

Behutsam tupfte er über ihr Gesicht und murmelte dabei beruhigende Worte, obwohl sie diese sicherlich nicht hörte.

Shao wurde nicht wach, aber sie schlief auch nicht ruhiger. Mit einer ruckartigen Bewegung streckte sie die Arme aus. Sie kamen auf der

Bettdecke zu liegen. Ihre Hände rieben über das Laken. Dann öffnete sie den Mund. Leise Stöhnlaute drangen über ihre Lippen, die anfingen zu zittern, als wären sie von einer kalten Flüssigkeit benetzt worden.

Dann öffnete sie die Augen!

Ich hatte mich auf das Gesicht konzentriert. Manchmal ist es möglich, in den Augen einer Person zu lesen, womit sich ihre Gedanken gerade beschäftigen.

Bei Shao war dies leider nicht der Fall. Ihr Blick kam mir leer vor und trotzdem so, als wäre er in eine Ferne gerichtet, die ausschließlich für sie bestimmt war.

Suko stand noch neben dem Bett. Er hatte sich wieder vorgebeugt und sprach flüsternd ihren Namen.

Shao reagierte nicht.

Suko faßte sie an.

Unter dieser Berührung zuckte sie zuerst zusammen, dann drang ein leiser Schrei über ihre Lippen, und mit einer gedankenschnellen Bewegung fuhr sie in die Höhe. In dieser sitzenden Haltung blieb sie auch, drehte aber den Kopf, als wollte sie alles erkennen.

Sie mußte mich sehen, machte auf mich allerdings den Eindruck, wie jemand, der durch eine Glasscheibe schaut. Mit einer ihr typischen Bewegung strich sie das Haar zurück. Die Nasenflügel zuckten ebenso wie der Mund, dann runzelte sie die Stirn. Dabei blickte sie sich noch einmal um, und das Muster auf ihrer Stirn verstärkte sich. Einen Moment später verließen die flüsternden Worte ihren Mund.

»Ihr hier…?«

»Ja, warum nicht?«

Shao strich über ihr dünnes Nachthemd und berührte ihre Brüste. Dann sanken die Hände wieder zurück. Sie blieben auf dem Laken liegen. »Seltsam«, sagte sie. »Das ist sehr seltsam. Vorhin habe ich noch eine andere Person gesehen.«

»Kannst du sagen, wen?«

»Sicher. Es war Kinok. Der Junge stand an einem Fluß. In der Nähe war eine Brücke. Darunter brannte ein Feuer. Gestalten tummelten sich nahe der Flammen. Sie hatten einen Mann gefangen, der… ich weiß auch nicht, er sah aus, als wäre er geschlagen oder verletzt worden.«

»Kanntest du den Mann?« wollte ich wissen.

Shao ging nicht auf meine Frage ein. »Die Brücke habe ich schon einmal gesehen, den Fluß auch. Es war nicht London, aber ich kenne die Stadt. Man kann hinfliegen und…«

»Paris?« fragte ich und dachte dabei an Laroche, den französischen Archäologen.

»Ja!« Beinahe hätte sie die Antwort hervorgejubelt. »Es war Paris. Und der Mann war der, den wir in der Vergangenheit gesehen haben,

nur eben älter. Es war Guy Laroche…«

***

Der Junge war urplötzlich erschienen, und er stand da wie ein staunendes Kind, das von seiner Mutter zum erstenmal auf einen Jahrmarkt oder einen Weihnachtsmarkt geführt worden war. Diesen Eindruck vermittelten die großen, goldfarbenen Augen, die an kleine Sonnen erinnerten, als hätte sich der große Planet dazu entschlossen, an einen bestimmten Menschen zwei Ableger zu verteilen.

Das plötzliche Erscheinen des Jungen hatte Laroche derartig überrascht, daß er darüber sogar seine Schmerzen vergaß und sich einzig und allein auf die Umgebung konzentrierte.

Dabei arbeiteten seine Gedanken fieberhaft. Sie taumelten zurück in die Vergangenheit. Er stellte fest, daß er den Jungen zwar kannte, daß dem aber trotzdem nicht so war, denn so, wie er sich hier präsentierte, hatte er ihn noch nie gesehen, da war er ihm fremd.

Bis auf die Augen!

Guy Laroche konzentrierte sich und schloß dabei die Augen. Wieder sah er sich zusammen mit seinem Freund Francis Clayton in dieser uralten Grabkammer, in der die beiden unterschiedlich großen Sarkophage gestanden hatten. In einem hatte ein Kind gelegen, ein Baby, und dieses Kind hatte goldene Augen gehabt.

Wie lange lag diese Entdeckung zurück?

Sechs oder sieben Jahre?

Er tippe auf sieben Jahre. So mußte der Junge das Alter von acht Jahren haben, und er war erschienen wie ein Spuk. Keiner hatte ihn gesehen, keiner hatte ihn gehört.

Als Laroche die Augen wieder öffnete, da stand der Junge noch immer an derselben Stelle, ohne sich überhaupt bewegt zu haben. Er verfolgte nur das Geschehen unter der Brücke; in seinen goldenen Augen tanzten dabei kleine Funken, als hätte jemand Staub hineingestreut.

Laroche hörte seinen eigenen Atem überlaut. Er vernahm sehr deutlich das Knistern der Flammen.

Das Feuer war heruntergebrannt, es hatte keine neue Nahrung bekommen. Die Schatten unter der Brücke waren wieder dichter geworden, ließen aber die Umrisse der fünf Bandenmitglieder noch deutlich erkennen.

Guy warf wieder einen Blick in die Glut. Er glaubte, die verbrannte Ratte ausmachen zu können.

Nie mehr würde sie einen Menschen beißen.

Jemand lachte.

Zuerst kichernd, dann immer lauter. Die Lache wurde schallend, schließlich schrill. Die Echos flogen wie akustische Schatten unter der

Brücke hin und her.
Der Verletzte hatte gelacht. Sein Gesicht war verzerrt. Tränen rannen aus den Augen. Um seine rechte Hand war noch immer der blutdurchtränkte Verband gewickelt. Laroche empfand das Lachen als störend. Auch die anderen Gestalten wurden unruhig und starrten ihren Anführer böse sowie zweifelnd an.
Urplötzlich stoppte er sein Gelächter. Die Stille wirkte erdrückend. Nicht sehr lange, denn der Verletzte streckte seinen gesunden Arm aus. Sein Zeigefinger deutete auf den Jungen. »Schaut ihn euch an, verdammt! Schaut euch diesen kleinen Hosenscheißer an, der gekommen ist, um uns Befehle zu erteilen. Ausgerechnet uns, wo wir hier eine Macht sind. Uns gehört die Brücke, uns gehört alles, was hier entlanggeht, auch er!« Der Typ nickte. »Hör zu, Kleiner, ich bin der Schatten. Man nennt mich so, weil ich so verdammt schnell bin. Und ich sage dir, daß ich mich an diesem Abend schon verdammt oft geärgert habe. Ich will nicht, daß mich so ein kleiner Scheißer wie du noch weiterhin ärgert. Hast du verstanden?«
Kinok schwieg.
»Ob du verstanden hast?« brüllte der Schatten.
Der Junge gab eine Antwort. »Ihr sollt ihm nichts tun«, sagte er und nickte in Laroches Richtung.
»Ihr sollt ihn ganz einfach nur in Ruhe lassen, mehr nicht.«
Der Schatten war für einen Moment sprachlos. Mit einer derartigen Erwiderung hatte er nicht gerechnet. Er mußte zweimal nach Luft schnappen, um einmal sprechen zu können. »Sag mal, Kleiner, bist du verrückt oder irre? Lebensmüde oder wie? Du kannst nicht bestimmen, was wir zu tun haben. Das ist unser Reicht, wir haben es aufgebaut, wir werden es auch verteidigen. Ich glaube, ich spinne.« Er holte noch einmal Luft und wischte über seine feuchten Lippen. »Weißt du eigentlich, was wir mit dir machen werden, Kleiner? Wir werden dich packen und in den Fluß werfen. Das schaffe ich mit einer Hand. Ich hoffe für dich, daß du in deinem komischen Kaftan da schwimmen kannst, ansonsten hast du Pech gehabt.« Jetzt fuchtelte er mit dem Messer herum. Die Klinge hatte durch den Schein der Glut eine blutrote Färbung bekommen. »Hast du mich jetzt verstanden? Es war deine letzte Chance. Hau endlich ab, verdammt!«
Jeder wäre gegangen, hätte fluchtartig die Nähe der Brücke verlassen.
Nicht so Kinok. Er blieb stehen. Seinen Kopf hatte er etwas bewegt und zur Seite gelegt. Es sah so aus, als wäre er dabei, auf die nächste Aktion zu warten.
Durch diese Haltung oder Nichtreaktion hatte er den Schatten in einen Zugzwang gebracht. Er mußte jetzt etwas tun, um sein Gesicht nicht zu verlieren.

Deshalb ging er vor. Beobachtet von seinen Bandenfreunden, die sich zurückhielten und alles ihrem Anführer überließen, obwohl dieser verletzt war. Vielleicht spürten sie, daß dieser Junge anders und fremder war als die übrigen Kinder in seinem Alter.

Nur der Schatten dachte nicht daran. Er ging den ersten Schritt, dann den zweiten.

Auch Laroche beobachtete ihn. Er dachte darüber nach, ob er diesen jungen Mann hassen sollte, und er war sich nicht im klaren. Ob der Schatten ihn tatsächlich hatte töten wollen, stand nicht fest aber Laroche wollte auch nicht, daß der Junge selbst in sein Verderben lief, zumindest nicht ungewarnt.

»Ich würde an deiner Stelle stehenbleiben!«

Der Verletzte stoppte tatsächlich. Aber nur, um seinen Kopf nach rechts zu drehen, damit er Laroche anschauen konnte. »Du bist später an der Reihe. Erst werde ich dem Kleinen mein Zeichen in den Balg schnitzen. Danach werfe ich ihn ins Wasser.«

Laroche blieb unbeeindruckt. Er konnte selbst nicht sagen, woher er plötzlich wußte, wie überlegen der Junge mit den goldenen Augen dem Schatten war, es war für ihn einfach eine Tatsache, und er wiederholte seine Warnung noch einmal.

Das Gesicht des Schattens verzerrte sich. »Halt die Schnauze!«

»Ich wollte es dir nur sagen!«

»Klar, ich weiß!«

Er ging wieder vor. Seine Freunde schauten ihn an. Das Mädchen machte einen Schritt auf ihn zu.

Es sah so aus, als wollte es auch einen zweiten gehen, hielt sich aber zurück. Dafür flüsterte es dem Schatten etwas zu. Der schüttelte nur den Kopf.

Kinok wartete. Er hatte sich nicht mehr bewegt. Er wirkte trotzdem locker und unverkrampft. Der Blick dieser fremd wirkenden Augen hatte etwas Skeptisches, als könnte er es selbst nicht fassen, daß jemand so dumm war und nicht auf gewisse Warnungen hörte.

Der Schatten war dumm.

Er ging den nächsten Schritt. Am Feuer war er bereits vorbei, und die meisten Zuschauer schauten bereits auf seinen Rücken. Den Arm mit der verletzten Hand hatte er nach unten durchhängen lassen, er verließ sich voll und ganz auf seine Linke.

Der Junge mit den goldenen Augen schüttelte leicht unwillig den Kopf. Sicherlich wunderte er sich über die Dummheit des Anführers, der aber ließ sich nicht beirren. Seine Augen leuchteten wie im Wahn. Er hob die linke Hand mit dem Messer an und hauchte gegen die Klinge. Zu ihr mußte er ein besonderes Verhältnis haben.

Kinok versuchte es ein letztes Mal. »Geh weg! Geht alle weg!«

»Nein!« Der Schatten war nicht mehr zu stoppen. Er hatte das Wort

geschrieen. Vor seinem Mund schäumte und schimmerte Speichel. Er nahm keine Rücksicht darauf, daß ein Kind vor ihm stand.

Man hatte ihn gereizt. Er wollte nicht zurückstecken, sondern zustechen.

Für einen Augenblick intensivierte sich das Leuchten in Kinoks Augen. Wo bei einem Menschen die Pupillen zu sehen waren, strahlten bei ihm nur zwei winzige Punkte auf. Mit einer unwahrscheinlich schnellen Bewegung bekam er den Messerarm des Schattens zu fassen. Ebenso schnell drehte er ihn und den Schatten um, dessen sirenenhafter Schrei sich an den Brückenwänden brach. Er war zu einem wirbelnden Bündel geworden, als er durch die Luft flog und hart zu Boden prallte. Er war auf den Rücken gefallen, wobei sich das provisorische Band von seiner Hand löste und als blutiger Fetzen liegenblieb. Darauf achtete er nicht. Mit einem Sprung kam er wieder auf die Beine, sah seinen Feind in der Nähe stehen und griff erneut an. Er hatte noch nicht genug und konnte nicht begreifen, von einem Kind besiegt worden zu sein. Er hörte auch nicht auf das Warngeschrei seiner Freunde, die Klinge sollte Kinoks Hals treffen.

Laroche schaute zu. Er wußte nicht, ob er die Augen schließen oder weiter hinsehen sollte. Seltsamerweise machte er sich um den Jungen keine Sorgen, der würde schon allein zurechtkommen. Ihn interessierte mehr, wie er es schaffte, den anderen zu besiegen.

Kinok packte zu. Er hatte das Messer unterlaufen. Seine Armbewegungen wurden blitzschnell geführt. Das Klatschen der Treffer war zu hören, dann wuchtete er den Schatten hoch, dem vor Schreck der Schrei in der Kehle steckengeblieben war. Kinok drehte sich mit ihm, so daß er die Fliehkraft ausnutzen konnte, und einen Moment später jagte der Schatten wie ein Geschoß durch die Luft.

Ziel war die Brücke.

Er wuchtete dagegen.

Das dabei entstehende Geräusch hörte sich schrecklich und endgültig an. Wie ein Lappen fiel er nach unten, dann der Aufschlag, gleichzeitig auch der Schluß und das Ende, denn der Schatten blieb liegen, ohne sich noch einmal zu rühren.

Keiner wußte, ob er diesen Aufprall lebend überstanden hatte. Er lag jedenfalls auf dem schmutzigen Boden wie weggeworfen.

Kinok ging zwei Schritte zurück. Dabei schüttelte er den Kopf, als könnte er die Dummheit dieses Menschen noch immer nicht begreifen. Er hatte ihn gewarnt, der andere hatte nicht hören wollen, und hatte schließlich die Konsequenzen tragen müssen.

Sehr langsam drehte er sich um.

Die anderen Mitglieder der Gang waren stumm vor Entsetzen. So etwas hatten sie noch nicht erlebt.

Das war einfach zu hoch für sie. Sie kamen damit nicht zurecht.

Irgendwo rastete etwas aus, aber sie wußten, daß sie etwas tun mußten, um überleben zu können. Plötzlich hielt sie nichts mehr. Als hätten sie alle einen gemeinsamen Befehl erhalten, machten sie auf den Absätzen kehrt und rannten davon.

Kinok ließ sie laufen. Er stand da und hob nur die Schultern, um sich wenig später umzudrehen, weil er sich mit dem Mann beschäftigen wollte, der als einziger nicht geflüchtet war. Guy Laroche fragte sich, weshalb er nicht weggelaufen war. Es wäre alles viel einfacher gewesen. Keiner hätte ihm etwas getan. Was machte er? Er blieb zurück bei diesem Jungen mit den goldenen Augen, bei dem Gruß aus der Vergangenheit, denn als nichts anderes sah der Archäologe das Erscheinen an.

Die Laufgeräusche der flüchtenden Bande verklangen allmählich in der Ferne. Über der Seine schwebte der Dunst wie feine Leichentücher. Und unter der Brücke schienen sie die dort liegenden Schatten gefangenzunehmen.

Laroche stand noch immer an der Wand. Er trug zwar den Mantel, die Kühle drang trotzdem durch den Stoff. Vielleicht war es auch der Schweiß, der sich so anfühlte. Wer konnte das schon wissen?

Jedenfalls war er furchtbar gestört. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Der Ort hier unten kam ihm vor wie ein gewaltiges Grab, das nur für eine Person geschaufelt worden war.

Der Junge drehte sich um, nachdem er einen letzten Blick auf den regungslosen Anführer geworfen hatte. Dem Neuen widmete er seine Aufmerksamkeit.

»Er hat es sich selbst zuzuschreiben - oder?«

Laroche hob die Schultern.

»Der hätte Sie getötet.«

»Das glaube ich auch.«

Kinok lächelte. »Da bin ich gerade noch im rechten Augenblick erschienen, glaube ich.«

»Ja, kann sein…« Laroche ärgerte sich darüber, daß er so abgehackt sprach. Er konnte nichts daran ändern. Bisher hatte er sich immer für einen relativ intelligenten Menschen gehalten, nun aber mußte er einsehen, daß ihm dieses Kind weit überlegen war. Er beherrschte die Sprache perfekt, er konnte sich ausdrücken wie ein Erwachsener. Er verfügte über gewaltige Kräfte, und er gab dem Wissenschaftler Rätsel auf.

Vor Laroche war der Junge stehengeblieben. Er hatte den Kopf etwas zur Seite gelegt, er lächelte jetzt, und die goldene Farbe in seinen Augen war ein wenig verblaßt. Dennoch schauderte Laroche ein wenig unter dem prüfenden Blick zusammen. Dieser Junge sezierte ihn mit seinen Blicken, aber er lächelte ihn weiterhin an.

Keine Feindschaft!

Das beruhigte den Mann. Ob er wollte oder nicht, seine Gedanken bewegten sich wieder in Richtung Vergangenheit. Die Szene, als er zusammen mit seinem Freund und Kollegen in die Grabkammer eingedrungen war, würde sich niemals löschen lassen und ihn noch bis zu seinem Ableben verfolgen. Es drängten sich Fragen auf, nur fand er nicht die richtigen Worte, sie auch zu stellen.

Dafür sprach der Junge. »Ich habe dich gesucht, und ich habe dich auch gefunden!«

»Ja…? Warum?«

»Ich wollte dich beschützen.«

Laroche wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Schließlich entschied er sich für eine dankbare Antwort. »Das ist dir ja auch gelungen!« erklärte er. »Du… du… hast mir das Leben gerettet. Diese Bande hätte mich getötet.«

Kinok winkte ab. Er senkte den Kopf und starrte für einen Moment in die letzte Glut, als wäre es ihm unangenehm, derartige Worte gehört zu haben. »Das war nicht so schlimm«, murmelte er, »andere Dinge sind gefährlicher, glaub mir.«

Laroche begriff ihn nicht. Er konnte sich hier einzig und allein auf sein Gefühl verlassen, und wieder dachte er an die Szene, die all die Jahre zurücklag. In der Grabkammer hatte nicht nur dieser Junge als Baby damals gelegen, es hatte noch einen anderen gegeben. Eine unheimliche Gestalt, mächtig und mörderisch, so etwas wie eine lebende Mumie, die sich als Beschützer des Jungen aufgespielt hatte. Nach ihr wollte sich Laroche erkundigen, doch er hörte eine Frage, die ihn diesen Vorsatz vergessen ließ.

»Kennst du meinen Namen?«

»N… nein…«

»Ich bin Kinok.«

»Aha.«

»Wie du heißt, das weiß ich. Das mußte ich auch wissen. Dein Freund und du, ihr habt damals die Grabkammer aufgebrochen und einen großen Frevel begangen. Ihr habt das Kind der Mumie rauben wollen…«

»Nein, nein!« Laroche widersprach heftig. »Das stimmt alles nicht. Wir haben dich nicht rauben wollen…«

»Er hat es so gesehen!«

Laroche holte Luft. »Er?«

»Ja, mein Vater, der Hohepriester. Sorath, der Dämon der Sonne, der alles verbrennt. Er ist mein Vater. Er wollte, daß ich lebe, er hat es auch geschafft. Er haßte seine Feinde, er wird sie töten, und er hat mich erzogen.«

»Zum Töten?«

»Auch!«

»Hast du denn getötet?«

Kinok nickte. »Ja, das habe ich. Ich habe getötet. Ich habe den Menschen getötet, der dich auf deinem Weg in die Tiefe des Felsenkellers begleitet hat.«

Laroche spürte die Trockenheit in seiner Kehle. Er kam mit gewissen Dingen nicht zurecht, obwohl sie eine Tatsache waren. Er wollte sie nicht akzeptieren. Er schluckte und flüsterte dann: »Es hat nur eine Person gegeben, die damals an meiner Seite gewesen ist.«

»Ich weiß.«

»Francis Clayton!« schnappte Laroche.

Kinok nickte!

***

Plötzlich hatte der Archäologe das Gefühl, jemand war dabei, ihm den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Er sank immer tiefer in die Erde hinein, und als er hochschaute, da löste sich die Decke der Brücke vor seinen Augen allmählich auf. Er konnte sich einfach nicht damit abfinden, daß Francis tot war!

Noch immer waren seine Knie weich, und die Welt um ihn herum war eine andere. Sie setzte sich aus vielen Schatten zusammen, die ihn begraben wollten, sie… sie…

»Beruhige dich, Laroche. Es ist nicht mehr zu ändern. Es ist vorbei, Guy…«

»Ja«, hauchte er, »es ist vorbei.« Er wischte sich die Nässe aus den Augen und schüttelte immer wieder den Kopf.

Es war vorbei, aber fassen konnte er es nicht! Laroche starrte brütend vor sich hin. Seine Wangen zuckten. Eigentlich hätte der Junge jetzt verschwinden können, er tat es nicht, und die Gedanken Laroches stiegen hoch aus dem dunklen Keller des Unterbewußtseins. Plötzlich fiel ihm wieder ein, was ihm Kinok da gesagt hatte.

Getötet… einen Menschen getötet… Francis getötet…

Laroche spürte die glühende Klinge in seiner Brust, denn vor ihm stand Claytons Mörder.

Es war das Wissen und das Gefühl, alles falsch gemacht zu haben. Er hätte weglaufen sollen, schon damals. Sie hätten nicht in das Grab gehen sollen. Hinzu kamen die Männer mit den durchgeschnittenen Kehlen. Da traf einiges zusammen, und dieser letzte Mord war nur eine Folge des Ganzen.

Und *er* lebte.

Er war von Claytons Mörder gerettet worden!

»Warum?« hörte er sich wie ein Fremder sprechen. »Warum hast du das getan?«

Der Junge mit den goldenen Augen schwieg. Er hob die Schultern. Er schien kleiner geworden zu sein, gab sich auch verlegen und scharrte

mit dem rechten Fuß über am Boden klebendes Laub.

»Warum ich es getan habe…« murmelte er. »Ich konnte nicht anders. Ich mußte töten. Sie… sie… hatten mich unter Kontrolle.«

»Wer denn?«

»Die Diener des Dämons. Sorath ist der Götze. Er hat sich eine Macht aufbaut. Er hat Helfer und Diener. Es ist der Sonnenkult…«

Laroche schüttelte den Kopf. »Sonnenkult?« wiederholte er leise. »Nie davon gehört.«

»Es gibt ihn. Die Menschen dienen dem Sonnengötzen. Sie sind Sorath hörig.«

»Und die wollten, daß wir sterben?« hauchte Guy.

Der Junge nickte. »Ja, ich machte mit deinem Freund den Anfang. Ich wollte es nicht, aber die anderen wollten es.«

Laroche atmete zischend ein. »Ja«, murmelte er dann und bewegte unruhig seine Hände. Er merkte, daß sein Leib noch immer schmerzte. »Ich… ich kann es verstehen. Wir haben das Grab geschändet. Ein Fluch vergißt nie. Ich hätte daran denken sollen. Irgendwo haben wir es auch getan. Je mehr Zeit allerdings verstrich, um so stärker gerieten die Dinge wieder in Vergessenheit.«

Der Archäologe erwartete die Bestätigung für seine Vermutung, doch der Junge war nicht seiner Meinung. »Es ist ein Irrtum«, erklärte er, »du denkst falsch.«

»Nein, ich…«

»Es geht nicht darum, daß ihr das Grab geöffnet habt. Damit hat man rechnen müssen. Es war sogar gut so. Man will euch töten, weil ihr zu den wenigen Menschen mit dem dritten Auge zählt. Ihr gehört zu den echten Psychonauten. In euch ist ein Wissen konzentriert, das noch im Verborgenen liegt, aber es könnte sein, daß es irgendwann einmal zum Vorschein kommt, und dann wird es für Sorath und seinen Sonnenkult gefährlich. Solltet ihr an das große Wissen herankommen, muß er einen Rückzieher machen, und das will er auf keinen Fall. Er hat seine Diener um sich versammelt und bläst zum großen Finale. Er möchte alle echten Psychonauten ausrotten. Erst dann hat er Ruhe.«

Echt und unecht. Bei Laroche überstürzten sich die Gedanken. Er kam nicht mehr zurecht. Er war einfach ein unwissender Mensch. In seinem Kopf war nichts mehr wie sonst. Natürlich war er ein Mensch, und mit dem dritten Auge hatte er sich auch abgefunden. Daß er jedoch auf einer Todesliste stand, war ihm neu. Mißtrauen glomm in seinem Blick, als er Kinok ins Gesicht schaute.

Der Junge lächelte ihn an, doch Laroche traute diesem Lächeln nicht, was Kinok spürte. »Du fühlst dich nicht wohl in meiner Nähe. Ich mache dir Angst, wie?«

»So ist es.«

»Du brauchst keine Angst zu haben.«

»Aber du hast meinen Freund umgebracht.«
Kinok nickte betrübt. »Ich mußte es tun. Es gab keinen anderen Weg. Ich habe mich nicht wehren können, denn mich hat man zum Psychonauten-Jäger berufen. Sorath will durch mich diese Wissenden töten…«
»Was du auch getan hast.«
»Nur einmal.«
»Und jetzt?« flüsterte Laroche. »Was willst du jetzt tun?« Er wartete auf eine Antwort. Er rechnete mit allem und war doch überrascht, daß Kinok so langsam sprach.
»Ich habe mich geändert. Ich mochte es nicht mehr tun. Ich werde nicht weiter morden. Ich werde versuchen, dir und all den anderen Psychonauten zu helfen.«
»Wie willst du das machen?«
Kinok drehte den Kopf zur Seite und verengte die Augen. »Ich stehe auf deiner Seite, und ich möchte mithelfen, den Sonnenkult des Dämons Sorath zu vernichten.«
Laroche hatte die Worte genau verstanden. Er schwieg, denn er mußte die Antwort erst analysieren.
Seine Gedanken bewegten sich in verschiedene Richtungen. Er wußte selbst kaum, über was er alles nachdachte, aber das Resultat blieb gleich.
»Das bedeutete Tod«, flüsterte er.
»Ja!« bestätigte Kinok.
»Zahlreiche Morde - oder?«
»Auch das.«
»Und du… ich meine… du… du würdest es tun? Du würdest sie alle töten?«
Der Junge mit den goldenen Augen überlegte ziemlich lange. Dann hob er die Schultern. »Ich weiß nicht, ob ich sie töten würde. Es wäre auch für mich schrecklich. Ich würde es wirklich nur tun, wenn ich keine andere Möglichkeit sähe.«
»Gibt es die?«
»Ja?«
»Welche?«
»Ich brauche nur meinen Vater umzubringen!«
Guy Laroche sagte nichts mehr!

***

Der andere Morgen.
Wir hatten wohl alle drei wenig geschlafen und sahen dementsprechend müde aus. Ich war zu meinen Freunden nach nebenan gegangen, wo Shao einen starken Kaffee für mich kochte. Sie trank Tee, ebenso wie Suko. Da sie in der Küche hantierte, konnten

Suko und ich reden, und ich wollte natürlich wissen, wie der Rest der Nacht verlaufen war.

»Wahrscheinlich ähnlich wie bei dir, John.«

»Ich habe wenig geschlafen, außerdem nicht gut, denn ich hatte immer darauf gewartet, daß plötzlich das Telefon schellt, aber das war nicht der Fall. Es kommt mir so vor, als liefe alles an mir vorbei.«

»Da hast du recht!«

»Du auch?«

Suko nickte. »Es ist ein Fall, bei dem wir außen vorstehen. Das einzige Bindeglied ist Shao. Sie hat die Verwandtschaft zu dem Jungen mit den goldenen Augen gespürt. Hast du dir über ihn schon Gedanken gemacht? Wer ist er?«

»Verlange keine genaue Erklärung von mir. Für mich ist er vorläufig noch ein Rätsel.«

»Ein gefährliches«, fügte Suko hinzu. »Vergiß nicht, daß er auch ein Mörder ist.«

»Das stimmt!« Ich nickte zweimal. »Du kannst mich jetzt für verrückt halten, ich sehe ihn trotz seiner Tat nicht als einen echten oder richtigen Mörder an. Er ist etwas anderes, er ist jemand«, ich dachte kurz nach und schaute auf den Tisch, der schon gedeckt war, »der unter Zwang gehandelt hat. Der nicht anders konnte, weil er eben unter dieser Kontrolle stand. Das ist nicht bewiesen, da verlasse ich mich einfach auf mein Gefühl und meine Menschenkenntnis.«

»Nicht schlecht gedacht.«

Ich war überrascht. »Du stimmst mir zu?«

»In diesem Fall schon. Auch ich glaube, daß der Junge unter Zwang gehandelt hat. Daß er die Tat tief in seinem Innern bereut. Er muß dazu gezwungen worden sein und hat später versucht, auf seine Weise wieder etwas gutzumachen.«

»Indem er dieses magische Hologramm aufbaute.«

»Und uns in die Vergangenheit schauen ließ. Er wollte uns einen Hinweis geben, John. Wir haben auch eine Spur, die nach Paris führt. Und zwar durch Shao. Sie wird in diesem Fall eines der Zentren sein. An sie müssen wir uns halten, wir allein können es kaum schaffen, davon gehe ich einmal aus.«

»Ja, das könnte stimmen. Das ist die eine Seite, da gibst du mir recht, Suko.«

»Immer.«

»Und dann haben wir noch die zweite.«

»Die Psychonauten.« Die Antwort zeigte, daß sich Sukos Gedanken auf derselben Ebene bewegten wie die meinen.

»Ja, die Psychonauten«, bestätigte ich. »Der Tote war ein Psychonaut, und Laroche ist ebenfalls einer. Wir haben bei beiden die dritten Augen gesehen. Ich bin der Meinung, daß diese Tatsache den Fall

nicht einfacher macht.«

»Warum nicht?«

»Wer ist echt, wer ist unecht?«

Suko verzog das Gesicht. »Du denkst an damals?«

»Ja.«

»Es war schlimm«, flüsterte Suko. »Ägypten, die falschen Psychonauten, die einen hohen Preis für ihre Wiedergeburt hatten zahlen müssen. Sie kehrten in gewisser Weise als Ghouls zurück und sind durch das Licht zerstrahlt worden.«

Er hatte recht. Nur schaudernd erinnerte ich mich an dieses gewaltige Abenteuer, das seinen Abschluß in der Cheopspyramide gefunden hatte. Zuvor hatte eine junge Frau namens Fatima eine wichtige Rolle gespielt. Sie hatte vor Tausenden von Jahren als Prinzessin existiert, war ebenfalls wiedergeboren und hatte ihr altes Wissen dazu verwenden können, das geheimnisvolle Tor zu öffnen. Sie war von den unechten Psychonauten entführt worden, um denen ihr Wissen mitzuteilen. Nun ja, wir hatten sie befreien können, und schließlich waren auch die unechten Psychonauten vernichtet worden. Eine Horde Ghouls, mehr nicht…

Aber ich dachte auch an den Ratschlag der echten Psychonauten, die mir einmal erklärt hatten, daß diese Welt für das alte Wissen noch nicht reif war. Es konnte bis zur Jahrtausendwende dauern, bis sich Menschen fanden, die das Tor zu den Geheimnissen endgültig offneten. Dann würde das dritte Auge, daß bisher noch verkümmert war, seine Pflicht tun, und ich dachte daran, daß auch ich ein drittes Auge bei mir trug. Es war eingraviert in das Metall meines Kreuzes, so daß ich mich indirekt auch zu den Psychonauten hingezogen fühlte.

In diesem Fall ging ich zudem davon aus, es mit zwei echten Psychonauten zu tun gehabt zu haben, nur lebte einer von ihnen nicht mehr, und das machte die Sache nicht weniger kompliziert.

Suko unterbrach meine Gedankenkette. »Ich gehe davon aus, John, daß dieser Fall hier wenig oder gar nichts mit dem zu tun hat, was wir einmal in der Schweiz und in Ägypten erlebt haben. Das rollt hier in eine andere Richtung. Es kann sein, daß sie Psychonauten, die echten, heute nur Mittel zum Zweck sind, denn ihnen sind meiner Ansicht nach andere Feinde erwachsen. Wir haben ihn gesehen, diesen Unheimlichen oder Dunklen, der das Grab betrat.«

»Sorath«, murmelte ich.

»Richtig.«

»Ein Gott, ein Götze…«

»Oder Dämon.«

Ich hob die Schultern. »Jedenfalls einer, der mit der Sonne zu tun hat. Es ist kaum zu fassen, denn bisher haben wir die Sonne immer nur als positiv eingeschätzt, aber…«

»Denke daran, John«, unterbrach Suko mich, »daß eine Sonne auch verbrennen kann.«
»Stimmt.«
»In diesem Fall will sie kein Leben schaffen, sondern es vernichten. Ich bin davon überzeugt.«
»Und ich auch«, sagte Shao, die soeben das Zimmer betrat und ein Tablett trug. Auf ihm standen eine Kanne und zwei Teller mit frischem Rührei sowie Speck.
Suko und ich hatten es uns gewünscht. Die Kanne mit dem Kaffee war für mich, der Tee stand schon bereit, auch Shao nahm Platz und hörte meine Frage.
»Wie hast du das gemeint, daß die Sonne in diesem Fall vernichten kann?«
Shao lächelte und faltete dabei ihre Serviette auseinander. »Das ist sehr leicht zu erklären. Auf der Welt gibt es nicht nur Gutes. Scheint die Sonne nicht, ist es nicht gut, scheint sie zu lange, tritt der gleiche Effekt ein. Gefährlich kann es auch werden, wenn jemand die Sonne zu einem Kult hochstilisiert.«
Ich runzelte die Stirn. »Denkst du dabei an den Jungen?«
»Auch.«
»Gehört er dem Kult an?«
Shao schenkte Tee ein. »Ich weiß es nicht genau. Ihr wißt selbst, daß ich in der letzten Nacht intensiv geträumt habe. Vieles von dem ist mir in Erinnerung geblieben, aber einiges habe ich vergessen. Ich denke, daß es wichtig gewesen ist, und ich hoffe, daß es mir irgendwann wieder einfällt.« Shao trank einige kleine Schlucke. Ihr Gesicht zeigte einen sehr angestrengten Eindruck.
»Da ist etwas gewesen, das man mir mitteilte, ich finde nur die Erinnerung nicht.«
»Wer teilte es dir mit?« fragte Suko. »Der Junge?«
»Ja.« Sie nickte heftig. »Ihr konnt zu ihm stehen, wie ihr wollt. Ich aber bin der Meinung, daß er auf meiner Seite ist. Er hat einen Verbündeten gesucht und ihn in mir gefunden.«
»Das weißt du genau?«
Shao stimmte mir zu. Dabei schaute sie auf den Teller, der noch leer war. Auch wir rührten unser Ei nicht an. »Es gibt leider noch eine Lücke«, erklärte sie. »Und ich hoffe, daß sie irgendwann einmal gefüllt wird. Nicht irgendwann, nein, sondern innerhalb einer kurzen Spanne. Ich habe den Eindruck, daß die Zeit drängt.«
»Der Junge will also, daß du ihm zur Seite stehst?«
»So ist es, John«, erklärte Shao lächelnd. »Er hat in mir eine Freundin gefunden. Das ist meine Verbindung zur Sonnengöttin. Kinok ist sehr sensibel. Er hat genau gespürt, was da, auf uns zukommen kann, und er will auch nicht so weitermachen, wie er einmal angefangen hat,

versteht ihr das?«

»Inzwischen schon«, gab ich zu. »Allerdings frage ich mich, wobei du oder wir alle ihm helfen sollen.«

»Das ist eben die Lücke, von der ich gesprochen habe.«

»Bestimmt nicht gegen die Psychonauten«, sagte Suko. Er fing damit an, Ei und Speck auf seinen Teller zu schaufeln. »Daran glaube ich nicht. Es muß eher so sein, daß wir den Psychonauten zusammen mit Kinok den Rücken stärken. Darüber konnte uns Laroche mehr sagen.« Er reichte mir die Pfanne rüber und sah mein Nicken.

»Ich werde versuchen, Kontakt zu ihm aufzunehmen. Wir finden bestimmt heraus, wo er in Paris wohnt, dann können wir mit ihm sprechen. Das macht gar nichts…«

»Tja«, murmelte Shao, »du hast ja ir gendwo recht, John. Ich allerdings gehe davon aus, daß es nicht mehr notig sein wird.«

»So?« Ich stellte die heiße Pfanne wieder auf den Untersatz zurück.

»Ja, ja, denn es würde uns nur von den eigentlichen Problemen ablenken. Ich glaube, daß Kinok selbst etwas in Bewegung gesetzt hat, um die Dinge in Fluß zu bringen. Dieser Tag hier wird noch voller Überraschungen werden.«

»Wie du meinst, wir sind…«

Das Telefon meldete sich. Sein Tuten ließ uns zusammenzucken, und Shaos Gesicht nahm für einen kurzen Moment eine gewisse Starre an, als wäre jede Bewegung eingefroren.

»Das muß er sein«, sagte sie. Als Shao unsere zweifelnden Blicke sah, stand sie auf. »Ich werde abnehmen.«

Wir hatten nichts dagegen. Gespannt schauten wir ihr zu, wie sie zum Telefon ging. Sie meldete sich mit einem neutralen »Ja, bitte«, lauschte der anderen Stimme und holte durch die Nase Luft.

Mit dem Hörer in der Hand drehte sie sich zu uns um. Dabei nickte sie. Dann drückte sie den Hörer wieder gegen ihr Ohr. »Du kannst reden, Kinok, ich bin mit Freunden zusammen.«

»Tatsächlich«, flüsterte Suko. Er schüttelte den Kopf. »Das hätte ich nicht gedacht.«

Ich auch nicht, wenn ich ehrlich war, doch ich wußte, daß dieses Gespräch sehr wichtig sein würde.

Wahrscheinlich gab es dem Fall genau die Wende, auf die wir gehofft hatten. Leider erfuhren wir nicht viel, denn Shao erwiderte kaum etwas. Sie stimmte nur zu, hinterfragte kaum und legte schließlich auf. Für einige Sekunden blieb sie nachdenklich in der Nähe des Telefons stehen, ein feines Lächeln um die Mundwinkel, als wollte sie damit andeuten, daß sie es immer gewußt hatte.

»Nun rede doch endlich!« forderte Suko sie auf.

Shao kam zu uns. Sie setzte sich. Beide Ellenbogen stemmte sie neben Teller und Tasse auf den Tisch. »Ihr habt ja beide gehört, wer mich

angerufen hat. Es war Kinok, und er hat mir erklärt, daß er sich in Paris befindet.«

»Bei Laroche?« fragte ich.

»Ja, er war mit ihm zusammen. Er und dieser Mann müssen sich verbündet haben, das konnte ich seinen Worten entnehmen. Er hat mir auch erklärt, daß er Laroche nicht töten will. Er hat einmal getötet, und das hat ihm gereicht. Er will Laroche retten.«

»Vor wem?« flüsterte Suko gespannt.

Shao schüttelte den Kopf. »Ich habe eine Antwort bekommen, mit der ich nicht viel anfangen kann. Der Junge sprach von einem Sonnenkult. Von einer gefährlichen Sekte, deren Mitglieder Sorath dienen, dem Sonnen-Dämon. Diese Sekte oder dieser Kult ist die treibende Kraft, und zwei seiner Mitglieder haben wir in dem Hotel kennengelernt. Sie haben mich auch zuvor töten wollen und stehen voll und ganz auf Soraths Seite. Er und seine Helfer sind die eigentliche Gefahr.«

»Für die Psychonauten«, fügte ich hinzu.

»Das denke ich mir«, sagte Shao. »Es kann durchaus sein, daß sie an das große Wissen herankommen wollen, über das die echten Psychonauten verfügen.«

»Dann brauchten sie diese nicht zu töten!« widersprach Suko.

»Stimmt auch.« Shao versank in Nachdenken. »Ich kann mir keinen Reim darauf machen, ehrlich.«

»Es gibt noch eine Möglichkeit«, sagte ich, »auch wenn sie theoretisch klingt.« Ich sprach erst weiter, als ich etwas Ei gegessen und Kaffee getrunken hatte. »Vielleicht will dieser Sonnenkult, daß keiner der echten Psychonauten übrigbleibt. Niemand soll irgendwann in die Pyramide hinein und das Wissen der Alten Welt kennenlernen. Ich habe einen Blick hineinwerfen können, ich sah nur das Licht, und ich möchte noch einmal auf die Pyramide selbst zurückkommen. Bis heute steht nicht fest, wer sie genau errichtet hat. Ihr Alter wird von den Wissenschaftlern auf ungefähr fünftausend Jahre geschätzt, doch sie ist für meinen Geschmack älter, viel älter. Da stimme ich mit den Esoterikern überein, die von einem geheimnisvollen Weltenkalender gesprochen haben, der sich dort befinden soll. Und dieser Kalender stammt von einem Volk, das es nicht mehr gibt. Ob es die Atlanter waren, da bin ich mir nicht sicher, das habe ich auch nicht herausfinden können, trotz einiger Zeitreisen.«

»Dann war das Grab, das die beiden Archäologen geöffnet haben älter als bisher vermutet?« fragte Shao.

»Davon gehe ich aus.«

»Und das Kind?«

Ich hob die Schultern.

»Ein Kind der Mumie«, sagte Suko.

»Welcher?«

»Sorath, John, nur Sorath. Etwas anderes kommt für mich nicht in Frage.« Er räusperte sich. »Es sind zwei echte und schon reife Psychonauten gewesen, die das Grab fanden. Sie konnten mit ihrem dritten Auge umgehen. Sie haben es nie danach in der Öffentlichkeit gezeigt, nehme ich mal an, sie waren verantwortungsbewußt im Gegensatz zu denen, die wir erlebt haben.«

Shao kam damit nicht zurecht. »Wie willst du sie denn so genau unterscheiden können, Suko?«

Der Inspektor lächelte. »Das ist ganz einfach. Wir haben die falschen Psychonauten erlebt, daß wird dir John bestätigen können. Sie nämlich tragen nicht den Ring des Pegasus, der ihnen die Weisheit garantiert. Diejenigen, die den Ring tragen, wissen mit ihrer Herkunft und Verantwortung umzugehen. Sie sind dabei nach dem verschollenen dritten Auge des Menschen zu suchen, und es müssen Menschen sein, die sich für das Gute auf dieser Welt einsetzen. Sie wollen nichts Böses und in die Tiefen der Finsternis hineinsteigen, sie wollen auch nicht zerstören, sondern erhalten. Das ist es doch.«

Die Worte waren auf Shao nicht ohne Eindruck geblieben. Dennoch widersprach sie. »So ganz kann es nicht stimmen, Suko, denn als wir die beiden Männer innerhalb des magischen Zeithologramms sahen, da habe ich zumindest keinen Ring an einem ihrer Finger entdeckt. Du etwa, John?«

»Stimmt. Sie trugen keinen Ring.«

Suko geriet ins Grübeln. Er aß dabei. »Wie dem auch sei, sie können ihn vergessen haben und…«

»Zählst du sie denn zu den echten Psychonauten?«

Er ließ die Gabel sinken. Der Blick seiner dunklen Augen richtete sich auf mein Gesicht. »Ja, John, ich zähle sie dazu. Es sind die echten, denn Shao und ich haben im Supermarkt beobachtet, wie sich bei dem sterbenden Francis Clayton das dritte Auge überdeutlich zeigte. Bei den falschen Psychonauten haben wir damals erlebt, wie sie sich in widerliche hundeköpfige Ghouls verwandelten, das war bei Clayton nicht der Fall. Für mich ist er ein echter Psychonaut gewesen, und sein Kollege Laroche ist es ebenfalls.«

»Okay«, sagte ich.

»Dann stimmst du mir voll und ganz zu?«

»Ich weiß keine bessere Möglichkeit. Aber ich denke auch, daß wir hier nicht noch länger herumsitzen sollten. Laroche ist in Paris, auch Kinok befindet sich dort. Es wäre besser, wenn wir zu ihnen fliegen und Kontakt mit ihnen aufnehmen.«

»Das wird nicht nötig sein«, sagte Shao.

»Und warum nicht?«

Sie lächelte schmal. »Weil beide mit der ersten Maschine hier in London landen werden…«

***

Es gefiel Guy Laroche gar nicht, daß sich der Junge von ihm entfernt hatte, unter der schallschluckenden Haube stand und mit London telefonierte. Obwohl er sich nur wenige Schritte von ihm entfernt befand, fühlte sich der Archäologe unsicher. Er befand sich in einem Zustand, in dem das Alleinsein überhaupt nicht guttat. Er hatte Kinok als einen Beschützer und Leibwächter akzeptiert.

Ohne ihn kam er sich hilflos vor und auch wie ausgeliefert.

Er dachte daran, daß er in den letzten Tagen und Nächten schon mehrmals dieses Gefühl der Unsicherheit verspürt hatte. Es war über ihn gekommen wie ein dichter Schwall. Es hatte ihn beeinträchtigt, und er hatte sich nicht richtig konzentrieren können.

Jetzt war die Situation wieder zurückgekehrt.

Ihn umgab der noch nicht sehr große Trubel des Flughafens. Es war noch zu früh, in ein, zwei Stunden würde es anders aussehen. Die Maschinen starteten nicht so dicht hintereinander, und die Gäste, die jetzt fliegen wollten, sahen aus, als hätte man sie samt und sonders aus den Betten gerissen. Keiner gönnte dem anderen einen Blick. Auch Laroche wurde nicht beachtet, was ihm eigentlich positiv hätte auffallen müssen. Es war nicht der Fall, denn der Druck wollte einfach nicht weichen, und seine Nervosität steigerte sich.

Endlich - es kam ihm doppelt so lange vor, als es tatsächlich gewesen war - verließ Kinok die Haube. Um seinen Mund huschte ein Lächeln, und der Archäologe wußte genau, daß er einen Erfolg erreicht hatte. Dennoch fragte er nach. »Hast du mit ihr gesprochen?«

»Ja, sie waren schon auf.«

»Gut, gut!« Laroche war erleichtert. »Und hast du mit ihr auch über mich geredet?«

»Natürlich.«

»Was sagte sie?«

Kinok beruhigte den Mann, indem er seinen Arm berührte, und Guy spürte die Wärme der Haut.

»Keine Sorge, mein Freund, du warst ihr bereits bekannt.«

»Ich? Ach! Ja, das stimmt. Sie haben mich doch gesehen, als du das magische Bild…«

»So meine ich das nicht. Schön, daß du meine Erzählungen nicht vergessen hast. Es ist mir nur gelungen, mit Shao Kontakt aufzunehmen. Sie erlebte meine Gedanken, während sie schlief. Deshalb wußte sie auch, wo du zu finden bist. Sie wollten nach Paris kommen, um dich zu schützen. Ich habe ihr erklärt, daß es nicht nötig ist und wir unsere Tickets bereits haben.«

Laroche staunte. »Wahnsinn«, flüsterte er und kam noch immer nicht damit zurecht, wie sicher und locker sich dieser Junge bewegte, der nicht mal zehn Jahre alt war. »Dann werden sie uns abholen?«

»Das denke ich.«

Laroche war müde, aber erleichtert. Er lehnte sich gegen die Wand und knetete die Gesichtshaut.

Dadurch wollte er die Durchblutung fördern und die Müdigkeit vertreiben, was ihm auch ein wenig gelang. Er hatte zuwenig geschlafen, hinzu kam die tiefe Angst, denn nach wie vor war die Zukunft für ihn ein schwarzes Loch, in das er hineinfallen konnte.

Bis zum Start hatten sie noch Zeit genug. Das Gepäck war bereits aufgegeben worden, Laroche brauchte einen starken Kaffee. Er wollte den Jungen fragen, ob er auch etwas trank, als ihm dessen unnatürliche Haltung auffiel.

Kinok gab sich nicht mehr so locker wie sonst. Er stand zwar noch auf derselben Stelle, doch er wirkte angespannt, und er bewegte dabei seine Augen, die das kräftige Strahlen verloren hatten und beinahe normal aussahen.

»Ist was mit dir?«

»Nein, nein…«

Die Antwort klang nicht echt. Guy traute sich auch nicht, nachzufragen, statt dessen schlug er vor, noch eine Tasse Kaffee zu trinken, und Kinok lehnte seinen Wunsch nicht ab.

In der Nähe fanden sie ein kleines Café, nahmen zwei freie Plätze ein, und Laroche bestellte Kaffee für sich. Er aß dazu ein frisches Croissant, während der Junge nur seinen Orangensaft trank, das Glas mit beiden Händen festhielt und immer wieder an dem ihm gegenübersitzenden Erwachsenen vorbeischaute; weil ihn die anderen Gäste - zumeist Geschäftsreisende - interessierten.

»Du hast doch was«, sagte Laroche.

Kinok hob die Schultern.

»Willst du es mir nicht sagen?«

»Ich kann es nicht.«

Laroche verbrannte sich die Oberlippe, weil die dunkle Brühe in der Tasse zu heiß war. Er unterdrückte einen Fluch, betupfte die Stelle mit einem Tuch und steckte es wieder weg. Kinok sah sehr nachdenklich aus. Er schien Probleme zu wälzen, und Laroche fragte noch einmal nach. »Was ist los mit dir?«

Für einen Moment dunkelten die goldenen Augen. Das konnte Ärger bedeuten, mußte aber nicht so sein. »Ich kann es dir nicht sagen«, flüsterte der Junge.

»Du willst es nicht?«

»Ich weiß es selbst nicht, Guy. Es ist etwas um uns, aber ich bin sehr unsicher, weil ich es nicht fassen kann.«

Laroche ließ nicht locker. »Hast du denn keine Ahnung, was es sein könnte?«

»Nein, nicht direkt. Ich weiß nur, daß es mit mir zusammenhängt.

Mit mir und meinem Wissen.«

»Nicht mit mir?«

Kinok hob die Schultern. »Das ist auch möglich. Ich möchte es jedoch nicht bestätigen.«

»Sollen wir denn überhaupt fliegen?«

Kinok lächelte verlegen. »Wir müssen so schnell wie möglich nach England, und das ist für uns beide der einfachste Weg. Ich allein hätte einen anderen gefunden, aber nicht mit dir zusammen. Da funktioniert die Magie einfach nicht.«

Die Worte hatten den Wissenschaftler beruhigen sollen, das Gegenteil war eher der Fall, denn nun dachte Laroche an die zahlreichen Flugzeugabstürze und Unglücke, von denen er gehört und gelesen hatte. Es drängte ihn nicht mehr, nach London zu reisen. Auf der anderen Seite wußte er genau, daß nur Kinok sein Leben retten konnte, denn der Sonnenkult kannte kein Pardon.

Auch Kinok hatte zu ihm gehört, aber Kinok war ungehorsam gewesen, das wußte Laroche auch.

Der Junge mit den goldenen Augen nickte und lächelte ihm gleichzeitig zu. »Wir sollten jetzt bezahlen und dann gehen«, schlug er vor.

»Ja, natürlich.« Laroche holte Geld hervor und legte es auf den Tisch. Dann erhob er sich. Als er zusammen mit Kinok das kleine Café verließ, schlug sein Herz viel schneller als gewöhnlich…

***

Sie gehörten zu den ersten Passagieren, die das Flugzeug betraten. Draußen auf dem Rollfeld kämpfte das erste Licht des Tages erfolgreich gegen die Nacht an. Der Himmel sah blank aus, und im Osten würde jeden Augenblick die Sonne aufgehen.

Seit er wußte, wie gefährlich die Sonne werden konnte, mochte Laroche sie nicht mehr. Aber auch die Nacht war ihm nicht geheuer, er lebte in einem Zwiespalt und fragte sich, wie lange er diesen Zustand noch durchhalten konnte.

An so etwas schien die nette Stewardeß überhaupt nicht zu denken, die die Passagiere begrüßte. Ihr »Bonjour« klang hell wie ein Glockengeläut. Zumindest sie schien schon einigermaßen wach zu sein.

Die beiden gingen nach rechts in den zigarrenförmigen Rumpf der Maschine und hatten ihre Plätze rasch gefunden. Nebeneinander saßen sie. Der Junge am Fenster, Laroche zum Gang hin. Zeitschriften hatten sie nicht mitgenommen, zumindest Laroche würde sich nicht konzentrieren können. Er hockte schweigend in seinem Sitz, wie jemand, der zum erstenmal flog und sich Gedanken darüber machte, wie der Flug wohl verlaufen würde und er jetzt die letzte Chance

hatte, einfach auszusteigen.

Das tat Laroche nicht. Er blieb sitzen, den Blick auf seine Handrücken gerichtet, wo sich eine dünne Gänsehaut abzeichnete, auch ein Beweis für seine Furcht.

Die Maschine füllte sich allmählich. Die Passagiere konnten von zwei Seiten einsteigen, so sahen die beiden nicht, wer alles seinen Platz einnahm.

Guy fiel auf, daß der Junge die Gesichter der Passagiere aufmerksam betrachtete, sofern es ihm möglich war. Er reagierte nicht, es gab in seinen Augen keinen Verdächtigen.

Stimmengemurmel, das Rascheln der Blätter, wenn die Zeitungen umgeschlagen wurden, eine Stewardeß und ein Purser, die den Reisenden hier und da behilflich waren. Laroche und der Junge hatten sich bereits angeschnallt. Sie hörten die Begrüßung des Kapitäns, der ihnen erklärte, daß auch in London gutes Wetter herrschte.

Sie rollten zum Start. Das Personal schaute nach, ob jeder Passagier auch angeschnallt war.

Es würde ein kurzer Flug werden, ein Katzensprung über den Kanal, mehr nicht.

Eine Verzögerung gab es nicht. Die Maschine hatte die Startbahn kaum erreicht, als die Düsen aufheulten und das Flugzeug blitzartig an Geschwindigkeit gewann.

Der Archäologe schaute nach rechts. Kinok saß ruhig neben ihm. Er hatte das Rollo des kleinen Fensters zur Hälfte nach unten gezogen, um einen Teil des Sonnenlichts abzuhalten. Damit hatte er Laroche, ohne es zu wollen, einen Gefallen getan, denn auch er mochte nicht unbedingt das Licht, das hinter ihnen in breiten Bahnen in die Maschine fiel.

Sie hoben ab.

Sehr schnell und in einem spitzen Winkel stiegen sie hoch, und wie immer spürte Laroche den leichten Schwindel. Er überkam ihn bei jedem Start. Die meisten Gespräche waren während der Startphase verstummt, sie wurden später nur bedingt wieder aufgenommen, denn die meisten Fluggäste waren mit sich selbst beschäftigt.

Es würde bald ein Frühstück gereicht werden, und Laroche fragte sich, ob er es nicht ablehnen sollte. In seinem Magen saß ein dicker Kloß, als wäre er schon satt, was aber nicht stimmte. Es lag einfach an der allgemeinen Situation, daß es ihm nicht besonders ging. Er wollte wissen, was Kinok dachte, und er stieß ihn leicht an. Der Junge drehte den Kopf. Ein Lächeln huschte über seine Lippen. Laroche flüsterte die Frage. »Und? Hast du noch immer dieses ungute Gefühl in dir?«

»Du möchtest die Wahrheit erfahren - oder?«

»Ja.«

»Es ist noch nicht verschwunden.«

Guy schwieg. Er hob die Schultern. Dann schaute er in eine andere Richtung. Jenseits des Gangs klappten die beiden nebeneinander sitzenden Männer ihre Tabletts nach unten. Die Stewardeß schob ihren Wagen in den Gang und verteilte das Essen. Kaffee, ein Hörnchen, etwas Konfitüre und Butter.

»Ich will nichts«, sagte der Junge.

»Ich auch nicht.«

»Ich bin froh, wenn wir in London landen.«

»Ach ja?«

Kinok nickte. »Dort wird sich herausstellen, wer stärker ist. Ich habe mich gedreht, was meinem Vater nicht gefallen wird. Ich bin das Kind der Mumie, das weiß ich, das weiß er, und ich habe mich nach ihm zu richten.«

»Wirst du es denn wieder tun?«

»Nein, Guy. Ich habe einmal einen Menschen durch mich sterben sehen, das reicht.«

Wieder wunderte sich der Archäologe über die sehr erwachsen klingende Sprache des Jungen, hielt sich jedoch mit einem Kommentar zurück und schaute statt dessen zu, wie sich die Stewardeß ihnen zubeugte und ihre Waren anbot.

Sie lehnten ab.

»Auch keinen Kaffee?«

»Nein, danke.«

Die Frau lächelte und schob ihren Wagen weiter nach vorn. Sie wurde ihr Frühstück noch los.

Gut zwanzig Minuten vergingen. Die Maschine lag wie ein Brett in der Luft. Es gab keine störenden Turbulenzen, alles deutete auf einen wunderbar ruhigen Flug hin, aber der Junge wurde plötzlich nervös. Er spielte mit seinen Fingern, er schaute aus dem Fenster, dann in die andere Richtung, wo sich die linke Sitzreihe befand und so gut wie alle Plätze besetzt waren.

Laroche gegenüber, nur durch die Gangbreite getrennt, saß ein Mann, der einen dunklen Anzug anhatte. Darunter trug er einen ebenfalls dunklen Pullover. Der Mann schaute zum Fenster hinaus, so daß Laroche nicht mal das Profil erkannte. Dafür sah er das Haar. Es war aschgrau und glatt nach hinten gekämmt. Der Mann machte unbewußt den Jungen nervös. Kinok schaute immer wieder hin, runzelte die Stirn, schloß die Augen und stieß ein leises Stöhnen aus.

»Hast du Probleme?« flüsterte Laroche.

»Ja.«

»Warum? Mit wem?«

»Dieser Mann dort auf der anderen Seite, der seinen Sitzplatz am Gang hat…«

»Ja, was ist mit ihm?«

»Ich kenne ihn!«
»Woher denn?«
Kinok ließ sich Zeit mit der Antwort. Seine Hände rieben schabend übereinander. Er suchte nach Worten, dabei war doch eigentlich alles klar. »Dieser Mann ist mein Vater…«

***

Der heiße Strahl erwischte die Brust des Archäologen, ließ sich auch durch die Kleidung nicht aufhalten und bohrte sich tief in seinen Körper, wo er dann regelrecht explodierte und die normale Welt für einen Moment vor Laroches Augen verschwimmen ließ. Er atmete einige Male tief durch, wobei er sich wünschte, die Worte des Jungen nicht gehört zu haben.
Dieser Mann ist mein Vater!
Für Laroche war es grauenhaft. Sofort erinnerte er sich wieder daran, wo er und Clayton in der Grabkammer gestanden hatten und plötzlich eine unheimliche Gestalt aus dem Dunkel erschienen war und nach dem Baby gegriffen hatte.
Der Sohn der Mumie!
Also mußte auf der anderen Seite des Ganges nicht der Vater, sondern eine Mumie sitzen!
Für Laroche brach eine Welt zusammen. Er war jetzt völlig durcheinander und wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Was er auch tat, er würde alles falsch machen, da er seine Selbstsicherheit fast völlig verloren hatte.
Aus dem rechten Augenwinkel nahm er das Nicken des Jungen wahr, als wollte Kinok seine Worte noch einmal bestätigen. Es drang kein Laut mehr aus seinem Mund, und das Stöhnen des Archäologen war so leise, daß nur er selbst es hörte.
Er hielt die Augen weit offen und schaute gegen die Rückseite des Vordersitzes. In seinem Kopf drehte sich alles, da fuhren die Gedanken ebenso Karussell wie seine Gefühle, mit denen er überhaupt nicht zurechtkam. Er saß in einem Flugzeug - okay, er wußte, daß er es nicht während des Flugs verlassen konnte, aber für ihn war die Maschine nicht mehr normal, sie hatte sich in einen fliegenden Sarg verwandelt, denn die Furcht, hier nicht lebend herauszukommen, steigerte sich bei ihm von Sekunde zu Sekunde.
Wenn er genau darüber nachdachte, so saß er zwischen Vater und Sohn. Zwei Mühlsteine, die ihn zerquetschen konnten, und Sorath hatte die Maschine bestimmt nicht grundlos betreten. Es war auch nicht sicher, ob er mit ihnen zusammen in London landen würde, sondern lieber einen anderen Weg einschlug.
Wie der aussah, wagte sich Laroche nicht auszumalen. Tod in einer Maschine. Möglicherweise ein Absturz über der Nordsee, mehr als

hundert Tote…

Hinter der dünnen Haut auf seiner Stirnmitte spürte er wieder das leichte Brennen. Dort hatte sich das dritte Auge festgesetzt, aber es zeigte sich nicht. Dafür fielen die dünnen Schweißbäche in seinem Gesicht auf.

Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als sich Kinok neben ihm bewegte. Auch sein Gesicht sah angespannt aus, und das Leuchten in seinen Augen hatte sich verstärkt.

Laroche faßte Mut, als er die Frage stellte. »Was willst du jetzt tun?«

»Ich weiß es noch nicht.«

Laroche leckte seine Lippen ab. »Aber du weißt sicherlich, weshalb dein Vater in dieses Flugzeug gestiegen ist - oder?«

»Das denke ich mir.«

Ein tiefer Atemzug, der beruhigen sollte. »Willst du es mir sagen, Kinok?«

Der Junge wartete mit der Antwort.

Beide kamen sich vor wie auf einer Insel inmitten von Menschen. Was um sie herum ablief, interessierte sie nicht, es gab nur sie beide und natürlich den Unheimlichen mit seinen aschgrauen Haaren.

»Muß ich es dir sagen, Guy, oder kannst du es dir nicht denken? Ich habe schon einmal im Sinne meines Vaters gehandelt, als dein Freund Clayton starb.«

»Dann weiß ich Bescheid. Du sollst mich töten!«

»So ist es.«

Der Magen drückte sich hoch. Laroche spürte ihn als Klumpen dicht an seiner Kehle. Er wollte sprechen, er wollte atmen, er wollte so vieles tun, er schaffte nichts, denn der Druck war einfach zu stark. In seiner Stirn spürte er die Hitze, vielleicht zeichnete sich dort schon sein drittes Auge ab, das war jetzt alles zweitrangig geworden. Er war ein Mann, der auf einem verdammt dünnen Drahtseil stand.

Würde der Junge gehorchen?

Diese Frage beschäftigte Laroche so stark, daß er sie nicht mehr für sich behalten konnte und Kinok direkt fragte: »Willst du es tun? Willst du mich töten…«

Er hatte keine rasche Antwort erwartet, daß es allerdings so lange dauerte, bis Kinok endlich sprach, machte ihn schon nervös, und auch dann wußte er nichts Genaues. »Ich kann es dir nicht sagen. Ich weiß nicht, wie stark mein Vater ist und ob ich gegen seine Macht ankomme.«

Laroche überlegte scharfsinnig und schnell. »Das heißt, du würdest es von dir aus nicht tun?«

»Richtig.«

»Aber du fürchtest dich davor, daß man dich dazu zwingen könnte. Oder liege ich da falsch?«

»Nein.«
Laroche stöhnte diesmal lauter und auch hörbar. »Meine Güte, was soll ich jetzt tun?«
»Nichts«, sagte der Junge. »Du kannst einfach nichts tun. Es ist allein eine Sache zwischen mir und meinem Vater. Wären wir beide ›normale‹ Menschen, so würde ich von einem Generationskonflikt sprechen, aber das ist es wohl nicht. Es wird ein Kampf werden, und ich hoffe, ihn gewinnen zu können.«
»Wie willst du das tun?«
»Ich muß stark sein.«
»Stärker als er?«
»Ja, viel stärker. Er hat die Macht der bösen Sonne. Er kann Menschen wahnsinnig beeinflussen und sie sogar in den Tod treiben. Du kennst ihn nicht. Ich habe geglaubt, ihm entfliehen zu können, doch schon auf dem Flughafen habe ich seine Nähe gespürt. Er ist eigentlich immer da gewesen, er läßt mich nicht aus den Augen.«
Als wäre der letzte Satz ein Stichwort für den Grauhaarigen gewesen, so drehte der sich allmählich zum Mittelgang hin um. Er tat es langsam und bedächtig.
Obwohl Laroche nicht hinschaute, bekam er diese Bewegung aus dem linken Augenwinkel mit. Und plötzlich war in ihm der Zwang, sich ebenfalls umzudrehen.
Nicht zu Kinok hin, sondern zu Sorath!
Die Mumie schaute ihn an.
Er starrte gegen die Mumie!
Und wieder huschten die Bilder aus der Vergangenheit in ihm hoch, so daß er nicht umhinkam, einen Vergleich zwischen den beiden Gestalten anzustellen.
Waren sie identisch?
Nein, nicht vom Aussehen her. Damals war das Gesicht der Gestalt durch Tücher so verdeckt worden, daß nicht einmal ein handbreiter Streifen freigelassen worden war.
In diesem Fall aber schaute er in das gesamte Gesicht dieser fürchterlichen Gestalt.
Wie war es? Sah so das Gesicht eines Dämons aus, einer widerlichen Mumie, die schon einige Jahrtausende alt war? Nein, das… das… war nicht der Fall. Hier schaute ihn jemand an, der durchaus menschlich aussah, auch wenn die Hautfarbe einen ungesunden Farbton zeigte. Sie schimmerte blaß, bräunlich und gelb, wie bei einem Menschen, der unter einer schweren Hepatitis litt.
Hinzu kam die Flachheit des Gesichts. Obwohl sich die Nase, der Mund und auch die Augen davon abhoben, konnten diese Merkmale die flache Form nicht unterdrücken. Hinzu kamen die weit auseinander stehenden Augen, die dichten Brauen und die hohe Stirn.

Graue Haare, zurückgekämmt.
Grau wie Asche waren auch die Hände, über deren Knochen sich die Haut spannte.
Ein böser, furchtbarer Blick und ein breiter Mund mit schmalen Lippen.
Eis - ja, Eis lag zwischen ihnen. Es hatte sich als eine unsichtbare Wand aufgebaut. Es war nicht zu sehen, nur zu ahnen, und die Kälte kam Laroche tödlich vor.
Er spürte unter seinem Gesäß den Sitz, und er wäre am liebsten hineingekrochen.
»Nein, Vater, nein…«
Die Worte des Jungen flossen an Laroche vorbei. Sie waren nur so laut gesprochen worden, daß sie nur von Sorath gehört werden konnten.
Der lächelte breiter.
»Ich tue es nicht, Vater…«
Sorath öffnete den Mund spaltbreit. Wirklich nur ein winziges Stück, und Laroche konnte in diesen Spalt hineinschauen. Er hatte den Eindruck, dahinter etwas Helles zu sehen, als wäre in der Mundhohle eine Lampe eingeschaltet worden, was sicherlich nicht der Fall war. Laroche erinnerte sich daran, daß Sorath auch der Sonnen-Dämon genannt wurde. Konnte es sein, daß sein Körper auch mit dem Licht einer bösen Sonne gefüllt war?
»Du bist mein Sohn, Kinok. Du bist der Sohn des Sonnen-Dämons. Ich habe viel auf dich übertragen. Ich habe dich aus deiner Totenkammer geholt, in die man dich hineinsteckte, und es sind damals die alten Psychonauten gewesen, die es taten. Man hätte dich nach der Öffnung geholt und mitgenommen. Du wärst vergangen, wenn ich nicht erschienen wäre. Ich wußte, daß die Kammer irgendwann geöffnet werden würde. Ich habe darauf gewartet, und wieder waren es Psychonauten, die den Weg fanden und das zerstörten, was ihre Vorfahren für immer und ewig verschlossen halten wollten. Das darfst du nicht vergessen, du kannst dich nicht auf ihre Seite stellen. Du hast bereits bewiesen, wie stark du bist. Ich will, daß du es abermals beweist. Er sitzt neben dir, er hat das dritte Auge. Du beherrschst den bannenden Blick, deshalb verlange ich von dir, daß dieser bannende Blick das Auge und auch den Menschen zerstört.«
»Ich soll töten!«
»Nein, nur deinen Weg gehen, Sohn!«
»Ich will es nicht. Ich will nicht morden. Ich kann es nicht. Er soll am Leben bleiben.«
Der Vater schien überrascht zu sein. Auf seinem Gesicht zeichnete sich eine gewisse Bösartigkeit ab. »Du stellst dich gegen mich?« Er fuhr über seine linke Wange, als wollte er dort seine Haut abkratzen.

»Ja, gegen dich und gegen das Unrecht!«

Einen Moment lang war Sorath sprachlos. Schließlich nickte er und sagte: »Dann werde ich es tun!«

»Versuche es, Vater!«

Laroche hatte zugehört und jedes Wort dieses Dialogs, der sich um ihn drehte, verstanden. Der Vergleich zwischen den beiden Mühlsteinen war wirklich nicht so weit hergeholt. In zehn- oder fünfzehntausend Fuß Höhe würde es zu einer furchtbaren Eskalation kommen, und wahrscheinlich würde nicht nur er in Mitleidenschaft gezogen werden, sondern auch die übrigen Passagiere.

Es geht um mich! hämmerte sich Laroche ein. Es geht ausschließlich um mich. Ich trage die Schuld an all den schrecklichen Vorgängen, und ich werde auch dafür büßen müssen. Ich will nicht, daß andere Menschen zu Schaden kommen. Ich habe Fehler begangen, und ich werde den Mut aufbringen, mich diesen Fehlern zu stellen.

Er wollte sprechen, aber eine Hand drückte ihn zurück in den Sitz. Der Junge hatte zugegriffen. Er wollte an ihm vorbei auf seinen Vater schauen, und Laroche, der einen Blick nach rechts in Kinoks Gesicht warf, entdeckte darin eine Veränderung.

Plötzlich glänzten die Augen wieder wie zwei Sonnen. Hell, strahlend, von einem unerklärlichen und wahnsinnigen Licht erfüllt, aber Sorath hielt dagegen.

Auch er hatte sich verändert.

Ein heller Schein überzog seine Haut, als wäre sie bepinselt worden. Das Gesicht war kaum mehr zu erkennen, und auch die Augen des Jungen glichen jetzt zwei Strahlern.

Der Kampf zwischen ihnen tobte bereits. Es konnte nur einen Sieger geben, nur einen…

Im selben Augenblick explodierte die Welt in einem grellen Schein!

***

Aus! Aus! Aus!

Die Worte schossen durch den Kopf des Archäologen, als wäre ein Rundfunkreporter dabei, ein besonders spannendes Fußballspiel zu kommentieren und glücklich darüber, diesen Krimi zu Ende gebracht zu haben.

Es war vorbei. Der Lichtblitz vor dem Ende. Genau vor dem Zeitpunkt, an dem die Maschine in die Luft flog. Die Menschen, die Sitze, das Metall, das Fahrwerk, alles verglühte in einem gewaltigen Feuerblitz, um atomisiert auf die Wasserfläche aufzuschlagen.

So dachte Laroche, und er hörte die furchtbaren Schreie der anderen Fluggäste. Sie gellten in seinen Ohren, sie waren furchtbar und grauenhaft, und sie würden den Flug nach unten begleiten.

Vieles wirbelte bei Laroche durcheinander, mit den Dingen kam er

nicht mehr zurecht. Sie waren auf den Kopf gestellt worden, er konnte sie nicht mehr nachvollziehen, und er fragte sich, ob er eigentlich auch geschrieen hatte.

Es wurde still.

Grausam still.

Nur für einen Moment hielt die Stille des Todes an, und der Mann wunderte sich, daß er seine Beine bewegen und nach vorn strecken konnte. Mit den Armen war es ebenso. Sie befanden sich noch am Körper. Kein Explosionsdruck hatte sie abgerissen.

Körper?

War er noch da?

Guy Laroche öffnete die Augen. Er sah vor sich den Sitz des anderen Fluggastes. Nichts brannte.

Die Maschine war nicht auf dem Wasser aufgeschlagen, sie flog ruhig durch die Luft, und Laroche drehte seinen Kopf nach rechts, wo der Junge saß.

Er war nicht mehr da.

Statt dessen gelang es ihm, unter dem Rollo herzuschauen und nach draußen zu blicken, wo der Himmel eine herrliche Bläue zeigte.

Ein tiefer Atemzug, dann das Begreifen.

Kinok war weg!

Laroche zog die Lippen von den gelben Zähnen und grinste wie ein Raubtier. Er konnte nicht während des Fluges ausgestiegen sein, er mußte etwas getan haben, um zu seinem Vater auf der anderen Gangseite zu gelangen. Das war klar, und deshalb drehte Laroche auch den Kopf.

Aber auch der Platz war leer.

Dafür schauten ihn fremde Gesichter entsetzt an. In der unmittelbaren Nähe waren einige Passagiere aufgestanden. Sie drängten sich zusammen, wobei die kleineren versuchten, über die Schultern der größeren hinwegzuschauen.

Die Schreie, die Laroche gehört hatte, mußten von ihnen abgegeben worden sein. Wahrscheinlich waren es die Laute der Überraschung gewesen, er hatte sie in seiner Panik nur falsch eingestuft.

Auch das Begleitpersonal war erschienen, wobei er eine von ihnen nicht kannte. Die zierliche Person hatte ihren Platz in der ersten Klasse gehabt.

Er kam nicht mehr zurecht, verspürte aber ein Glücksgefühl. Der Mann freute sich wahnsinnig darüber, noch am Leben zu sein, er hätte am liebsten fremde Menschen umarmt, beließ es aber bei einem leisen Lachen, verbunden mit einem Kopfschütteln. Erst als die Frauenstimme einige Male »Sir, Sir« rief, schaute er hoch. Die zierliche Stewardeß hatte sich ihm entgegengebeugt, umringt von ihren Kollegen und Passagieren.

»Meinen Sie mich?«
»Ja, Sie.«
»Bitte…«
Das Lächeln der jungen Frau wirkte verlegen. »Es tut mir leid, aber wahrscheinlich sind Sie auch nicht der richtige Ansprechpartner, aber ich möchte zu gern wissen, ob neben Ihnen ein Junge gesessen hat.«
Laroche drehte den Kopf und schaute auf den leeren Sitz. Er wollte Zeit gewinnen, um sich eine Antwort zu überlegen, und seine eigene Frage kam ihm dumm vor. »Sehen Sie jemand?«
»Nein, Sir, aber…«, die Stewardeß brach hilflos ab.
Der Purser stand ihr zur Seite. »Neben Ihnen hat jemand gesessen und auf der anderen Seite auch.«
Er deutete mit dem Zeigefinger auf den leeren Sitz. »Sie kannten doch den Jungen. Ich bin mir sicher, daß Sie zusammen eingestiegen sind.«
»Wenn Sie das meinen.«
»Sie haben also nicht mitbekommen, daß zwei unserer Fluggäste verschwunden sind?«
Laroche hob die Schultern. »Ich sah wahrscheinlich ebensoviel wie Sie. Einen grellen Blitz, dann war es vorbei. Ich habe die Augen sicherheitshalber geschlossen. Als ich sie dann wieder öffnete… nun ja, da war der Junge weg.« Laroche grinste. »Einfach so.«
Den anderen war nicht nach Lachen zumute. Sie kamen mit diesem Vorgang nicht zurecht, und auch Laroche konnte ihn nicht begreifen, wenn er ehrlich gegen sich selbst war.
Aber er wußte doch, daß der Kampf zwischen Vater und Sohn unentschieden ausgegangen war. Es hatte keinen Sieger gegeben. Vielleicht würden sie sich an einer anderen Stelle wiedertreffen, um es noch einmal zu versuchen. Zunächst einmal hatte Guy Ruhe.
Die Menschen um ihn herum waren nicht nur ratlos. Ihre Gesichter und der Ausdruck ihrer Körperhaltungen zeigten Furcht. Sie wichen dann vor Laroche zurück, als wüßten sie, daß er dabei war, einen fremden Virus mitzubringen.
»Ich kann Ihnen keine Erklärung geben«, sagte er. »Es tut mir selbst leid.«
»Schon gut, Sir«, erklärte der Purser. Ihm und seinen Kollegen war anzusehen, daß man Laroche kein Wort glaubte. Aber beweisen konnte man ihm auch nichts.
Er war froh, in Ruhe gelassen zu werden, aber er wußte auch, daß er noch längst nicht aus dem Schneider war. In London würde es weitergehen, davon war er überzeugt.
Und weil er dies so genau wußte, zerfaserte das Lächeln auf seinen Lippen und schuf dem gespannten Ausdruck einer Furcht vor der Zukunft Platz…

***

Mit dem Anbruch des Tages hatten auch wir den Airport erreicht und uns dort zwangsläufig in den ersten Trubel gestürzt, wobei die Passagiere, die um diese Zeit starteten, sich auskannten, denn es waren zu fast hundert Prozent Geschäftsleute und Vielflieger. Der ganz große Verkehr würde noch einsetzen, und wir hatten Zeit bis zur Landung der Maschine. Shao war ziemlich blaß, als sie aus dem geparkten Rover stieg. Sie hatte sowieso die gesamte Fahrt über wenig geredet und war tief in ihre eigenen Gedanken versunken gewesen.

Der Himmel zeigte eine blasse Sonne, kaum Wolken, und das schöne Wetter sollte noch anhalten.

Ich schloß den Wagen ab und folgte den beiden Freunden in Richtung Terminal. Die Parkgebühr hatte ich bezahlt. Über mir hörte ich das Dröhnen der Triebwerke. Ein gewaltiger Jumbo senkte sich dem Erdboden entgegen.

Vor mir gingen Shao und Suko. Die Chinesin hatte ihren linken Arm um Sukos Körper gelegt und preßte sich beim Gehen dicht an ihn, als suchte sie einen Beschützer. Auch mit dem Kopf berührte sie seinen Körper. Sie machte auf mich den Eindruck einer unsicheren Person. Ich beschloß doch, sie nach den Gründen zu fragen. Wir steuerten ein Café an, in dem eine gewisse Unruhe herrschte, denn die Gäste schluckten ihre Getränke mehr oder weniger hastig, und schauten häufig auf die Uhr und die Anzeigetafeln.

Die Maschine aus Paris war noch nicht gelandet. In einer Sitzecke drängten wir uns zusammen. Vor uns auf dem Tisch standen die Tassen mit dem dampfenden Kaffee. Die üblichen Terminal-Geräusche umgaben uns wie eine nie abreißende Musik.

Auch Suko und Shao tranken Kaffee, das heißt, Shao starrte in ihre Tasse wie eine Wahrsagerin in die Kugel.

Ich stellte meine Tasse nach den ersten beiden Schlucken ab und sprach Shao direkt an. »Du hast doch was.«

Sofort nickte Suko. »Das habe ich sie auch gefragt, aber sie will nicht mit der Sprache heraus. Vielleicht hast du mehr Glück.«

Shao schaute mich an. Sie war blaß. Ringe lagen unter ihren Augen. Das konnten Rückschlüsse auf die vergangene Nacht sein, mußten es aber nicht. Sie schüttelte den Kopf und gab eine leise Antwort, wobei sie wieder in die Tasse starrte. »Mit mir ist nichts, darauf könnt ihr euch verlassen.«

»Aber…?«

Nun ging Shao auf unsere Fragen ein. »Ich kann es euch nicht genau sagen, weil ich es selbst nicht genau weiß. Reicht es euch, wenn ich von einer inneren Unruhe spreche?«

»Bestimmt nicht«, sagte Suko.

Ich schlug in dieselbe Kerbe. »Die Unruhe muß doch mit etwas

zusammenhängen, denke ich mal.«
»Ja, das ist richtig.«
»Hast du darüber nachgedacht?«
»Es könnte an Kinok liegen.«
»Aha.«
»Nichts aha, John. Ich habe nur gesagt, daß es an ihm liegen könnte.«
»Schon gut, schon gut. Und warum könnte es an ihm liegen? Das möchte ich gern wissen.«
»Genau darüber grübele ich nach«, murmelte sie. »Er und Laroche befinden sich auf dem Weg von Paris nach London. Sie sitzen in einem Flugzeug, und ich werde einfach den Eindruck nicht los, daß damit etwas passiert ist.«
Suko und ich erschraken zugleich. Ich schluckte noch, holte Luft und fragte: »Du denkst doch nicht an einen Absturz?«
»Es kann alles sein. Es ist ja schon komisch, da wir auf eine ungewöhnliche Weise miteinander verbunden sind, nur kann ich nicht herausfinden, wie es ihm geht und was er denkt. Ich spüre nur, wenn etwas nicht in Ordnung ist. Es sind gewisse Vibrationen, die mich erreichen, und sie zu deuten, ist nicht so einfach.«
»Du würdest aber feststellen können, ob er noch lebt - oder nicht?« fragte Suko.
»Das sicher.«
»Und - lebt er?«
Shao überlegte, dann nickte sie. »Ja, er lebt, aber es ist trotzdem etwas passiert.«
»Befand sich eine Gefahr in seiner Nähe?« wollte ich wissen.
»Das denke ich.«
»Er hat sie aber überstanden?« Sie hob die Schultern.
»Doch, er muß sie überstanden haben«, sagte Suko, der sich zur Seite gedreht hatte, um die Anzeigetafel unter Kontrolle zu haben. »Die Maschine aus Paris ist gelandet.«
Für uns war der Zeitpunkt gekommen, die Cafeteria zu verlassen. Weit war es nicht bis zu dem Ausgang, aus dem die Passagiere kommen würden. Dort bauten wir uns auf und mußten warten, bis die ersten Passagiere erschienen.
Shaos Nervosität wuchs. Sobald die schwarzen Doppelglastüren aufgingen, versuchte sie, einen Blick auf die Passagiere zu erhaschen, aber sie schüttelte jedesmal den Kopf und sagte: »Kinok ist nicht zu sehen.«
»Er wird noch kommen«, sagte Suko. Seine Stimme klang dabei wenig überzeugend.
»Ich glaube es nicht.«
»Er ist doch gestartet«, sagte ich.

Shao hob die Schultern.
Natürlich warteten wir nicht nur auf den Jungen, sondern auch auf Guy Laroche. Auch wenn er um einige Jahre gealtert war, würden wir ihn erkennen, doch seltsamerweise tauchte er nicht auf. Als die letzten Passagiere an uns vorbeigegangen waren, standen wir ratlos da und schauten uns noch ratloser an.
»Ich habe recht behalten«, sagte Shao.
»Es gibt nur eine Möglichkeit. Die beiden sind erst gar nicht in Paris eingestiegen.«
»Sie sind es!« erwiderte Shao voller Überzeugung. »Ich habe es gespürt. Es gab diese Vibrationen zwischen uns. Ich weiß, daß sie in der Maschinen gesessen haben…«
»Es kam doch zu Unstimmigkeiten«, sagte Suko.
Shao hob die Schultern. »Irgendwo schon. Nur wüßte ich nicht, damit umzugehen.«
Das wußten wir auch nicht, aber wir würden nachforschen können, ob Shao sich geirrt oder ob es der Wahrheit entsprach, was sie erzählt hatte. Wir würden uns Einsicht in die Passagierliste verschaffen, aber zuerst wollte ich noch mit den Kollegen vom Zoll sprechen. Der Zoll und die Airport Police waren zwar zentral untergebracht, aber dennoch abseits des Rummels. Die Absperrung übersahen wir, wurden sehr schnell gestoppt von zwei bärtigen Männern, die dann freundlicher wurden, als sie unsere Sonderausweise sahen.
Sie führten uns zu dem Dienststellenleiter, der in seinem Büro war, allerdings aussah, als befände er sich auf dem Sprung. Er machte einen hektischen Eindruck. Seine Gesichtshaut war gerötet, unter den grauen buschigen Brauen schaute er uns unwillig an, wollte uns abweisen, was wir nicht zuließen.
»Einen Moment Zeit sollten Sie sich nehmen, Mr. Gregory.« Ich hatte den Namen draußen an der Tür gelesen, und Gregory, wieder mal auf dem Sprung, stoppte.
»Ja, machen Sie es kurz.«
»Es geht uns um zwei Passagiere, die in der Maschine aus Paris hätten sitzen müssen. Zum einen…«
Er lachte schrill, so daß ich verstummte. »Sagen Sie nicht, daß der Mann Laroche heißt.«
»Das ist sein Name.«
»Und?«
»Kommen Sie mit.«
»Moment«, sagte Suko und hielt den Mann auf. »Was ist mit seinem Begleiter, dem Jungen?«
Wieder lachte Gregory. Diesmal klang es schon überspannt. »Wie schön, daß Sie ihn erwähnen«, flüsterte er und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. »Wirklich toll, denn er ist unser eigentliches

Problem.«
»Warum?« fragte ich.
Gregory baute sich vor uns auf und holte tief Luft. »Können Sie sich vorstellen, daß ein Passagier während des Flugs einfach von seinem Sitz verschwindet?«
»Nur schwer«, gab ich zu.
»Das ist aber geschehen!« erklärte uns Gregory keuchend. »Es ist passiert. Dieser Junge ist während des Fluges verschwunden, und ein anderer Fluggast in seiner Nähe gleich mit. So, und jetzt sind Sie dran.«
Suko und ich sagten nichts, dafür gab Shao ihren Kommentar ab. »Das habe ich mir gedacht…«

***

Guy Laroche war in einen kleinen Raum zum Verhör gebracht worden. Ein heruntergelassenes Rollo dunkelte den Raum ab.
Guy Laroche erschrak, als wir das Büro betraten, wobei wir es Shao überließen, ihn zu beruhigen und ihm zu erklären, weshalb wir bei ihm waren.
Sichtlich atmete der hagere Mann auf. Das Haar sah aus wie ein großes graues Knäuel. Eingefallene Wangen, tiefliegende Augen, die einen müden Blick zeigten, in den sich allerdings auch so etwas wie eine aufkeimende Furcht hineinmischte. Er war nervös, er schwitzte und schüttelte immer wieder den Kopf.
»Der Mann hat neben dem Jungen gesessen«, erklärte Gregory und schickte kurz darauf den anderen Beamten aus dem Büro.
»Jetzt sind wir unter uns«, sagte ich.
Der Archäologe winkte müde ab. »Was mir auch nicht weiterhelfen wird. Ich kann Ihnen nur das sagen, was ich den anderen Männern hier auch schon mitgeteilt habe. Mir ist alles ein Rätsel, ein verdammt großes Rätsel. Ich begreife es nicht.«
»Können Sie trotzdem noch einmal wiederholen, was Ihnen auf dem Flug widerfahren ist?« fragte Shao und lächelte ihn dabei so nett an, daß er gar nicht anders konnte.
»Ich will es versuchen.«
»Das ist nett.«
Wir hatten uns Stühle geholt und gesetzt. Was wir dann von Guy Laroche erfuhren, klang so unglaublich, daß wir es schon als die Wahrheit akzeptierten, denn ein derartiges Erlebnis konnte sich kaum jemand ausdenken.
Der Mann riß sich zusammen und saß dabei konzentriert auf dem Stuhl. Immer wieder dachte er nach, seine Stimme behielt den ruhigen Klang bei. Mehrmals nickte Shao während des Berichts, als wollte sie die Worte des Archäologen noch unterstreichen.

Nur Gregory, der Mann vom Zoll, konnte es nicht glauben. Er schüttelte des öfteren den Kopf, machte auch den Versuch, einzugreifen, wurde jedoch immer wieder durch Sukos Blick gestoppt und hielt den Mund. Ich hätte den Mann gern hinausgeschickt, was mir jedoch nicht zustand, denn es war sein Arbeitsplatz.

Guy Laroche faßte letztendlich zusammen und bestätigte sich selbst durch sein Nicken. »So ist es gewesen, so und nicht anders, das müssen Sie mir glauben. Sie sind beide verschwunden. Der Vater und der Sohn.«

Vater und Sohn. Wie sich das anhörte! Wir kannten den Vater und auch den Sohn anders, und ich wollte wissen, ob eine Mumie zwischen all den normalen Passagieren aufgefallen war.

Laroche staunte mich an. »Aufgefallen? Nein, Mr. Sinclair, auf keinen Fall. Bei allem was recht ist. Er sah nicht aus wie eine Mumie.«

»Aha.«

»Wie denn?« fragte Suko.

»Tja.« Der Mann hob die Schultern. »Das ist nicht einfach zu sagen. Er war ein Mensch.« Laroche hob die Schultern. »Vor seinem Aussehen konnte man sich schon fürchten. Er hatte ein flaches Gesicht und böse Augen. Er hätte ohne weiteres in einem Gruselfilm mitspielen können.«

»Sie sind also weg!«

»Ja.«

»Und warum sind sie weg? Welchen Grund gab es für ihr Verschwinden? Haben Sie sich darüber Gedanken gemacht?«

Laroche hob mit einer hilflosen Geste die Schultern. Was eigentlich alles sagte.

Dafür übernahm Shao das Wort. »Es muß mit den Psychonauten zusammenhängen«, erklärte sie.

»Für mich gibt es da keine andere Möglichkeit.« Sie blickte uns an, hörte keinen Widerspruch und sprach deshalb weiter. »Dieser Sorath ist ein Dämon. Ein Dämon der Sonne. Er ist ein Feind der Psychonauten, davon gehe ich aus, obwohl ich sie nicht kenne, aber ich weiß, daß sie andere Ziele verfolgen. Wenn Sorath sie als Feinde ansieht, kann es auf der anderen Seite ebenso sein. Auch er ist für die Psychonauten ein Feind. Sie haben ihn erkannt, sage ich mal. Sie wollen ihn töten, aber auch Sorath hat das eingesehen und will sie vernichten. Nur tritt er nicht voll ins Rampenlicht, er hat einen Helfer bekommen, einen Jungen. Es ist ein Kind, das Kind der Mumie, sein Sohn. Nur hat er sich in ihm geirrt, denn der Junge wollte nicht mitmischen, aus welchen Gründen auch immer. Einmal hat er seine Kraft eingesetzt, wir haben den Tod des Francis Clayton erlebt. Vielleicht hat er Gewissensbisse bekommen, ich weiß es nicht. Jedenfalls hat er mir das Leben gerettet und Ihnen auch, Mr. Laroche,

zumindest indirekt, sage ich mal.«
Der Archäologe nickte.
Shao hatte Luft geholt und fuhr fort. »Was wir wissen, das ist auch seinem Vater bekannt. Deshalb wird er ihn aus dem Weg geschafft haben. Was er mit ihm tat, ob er ihn bestrafte, weiß keiner von uns. Nehmen wir das Beste für ihn an. Nehmen wir an, daß er noch lebt.«
»Er ist also unsere letzte Hoffnung«, stellte Laroche fest.
»Richtig.«
Der Archäologe schüttelte den Kopf. »Ich überreiße es nicht. Es ist mir einfach zuviel und…«
»Aber Sie sind ein Ziel«, sagte ich.
Die Worte hatten ihn getroffen. Er schwieg, schluckte dann und schaute mich an. »Wieso?«
»Denken Sie an Ihr drittes Auge.«
Der Mann senkte den Blick. »Das ist ein Problem«, flüsterte er, »das ist ehrlich ein Problem, mit dem ich nicht zurechtkomme.« Er schüttelte sich. »Glauben Sie denn, daß es mir Spaß bereitet, dieses Leben zu führen! Es ist jahrelang gutgegangen, da habe ich nichts gespürt, aber irgendwann ist es dann passiert.« Er tippte gegen seine Stirn. »Da wußte ich plötzlich, daß in mir etwas anders war. Daß ich nicht so bin wie die meisten Menschen. Etwas hat da nicht geklappt. Ich merkte den Druck, aber ich spürte auch, daß sich meine Träume und mein Schlaf veränderten. Es gab bei mir nicht mehr die absolute Ruhe, wie ich sie sonst kannte. Ich schlief nicht so tief durch. Ich wurde immer wieder von ungewöhnlichen Träumen geplagt. Etwas peitschte in mir hoch. Gedanken und Erinnerungen quälten mich, die auch dann nicht aufhörten, als ich wieder erwacht war und meiner Arbeit nachging. Ich wußte nicht, was mit mir los war. Ich habe schließlich Ärzte aufgesucht, wurde medizinisch und auch psychisch durch die Mangel gedreht, aber es kam nichts dabei heraus, abgesehen von einigen Alterswehwehchen. Das Problem blieb nicht nur, es verstärkte sich noch - bis zu dem Tag, als es unerträglich wurde, ich aber zugleich die Lösung bekam.«
»Das dritte Auge?« fragte Suko.
Er nickte heftig. »Ja, das dritte Auge. Es zeigte sich auf meiner Stirn. Ich mußte es annehmen, ich konnte es auch ablehnen, aber ich entschloß mich, es anzunehmen. Ich sah es als Fügung an und als einen Hinweis für die Zukunft. Ich bin von Beruf Archäologe und habe mich stark mit den Problemen und der Erforschung des Altertums beschäftigt, wobei ich auch zwangsläufig die Mythen streifte. Das heißt, ich las mich dort ein, und ich erfuhr wirklich ungewöhnliche Dinge. Nicht nur, was man als Kind in der Schule mitbekommt, nein, ich drang eben tiefer ein. Ich hatte damals das Gefühl, an einem Band zu hängen, das mich zu einem bestimmten Ziel leiten wollte. Ich ging

immer weiter, gelangte zu diesem Ziel, und dann erfuhr ich etwas über die Psychonauten, daß es sie noch gab, daß ich nicht der einzige bin. Das Wissen der Alten Zeit wäre in uns verborgen, konzentriert innerhalb des dritten Auges, denn es ist ja das Auge, mit dem wir sehen können, nur nicht die Dinge, die um uns herum passieren, sondern die, die innen passieren. Ein geistiges, ein esoterisches Auge, wie immer Sie es auch nennen wollen, ist bei mir zum Vorschein gekommen. Ich wußte nicht, ob ich darüber glücklich sein sollte oder nicht und entschied mich dafür, es hinzunehmen. Mehr noch, ich wollte dieses dritte Auge einfach einsetzen. Ich sah es als einen Helfer an, der mir den Weg in die Zukunft zeigte. Ich stand plötzlich vor einer Schwelle, die nicht sehr hoch war, ich brauchte nur den Fuß anzuheben, um sie zu überschreiten. Sehr bald merkte ich, daß sich mein altes Wissen auf ein bestimmtes Gebiet konzentrierte, auf die Umgebung der bis heute rätselhaften Cheopspyramide. Damit wollte ich etwas anfangen, und ich kannte einen Kollegen«, er schluckte, »den leider verstorbenen Francis Clayton, der sich ebenfalls Gedanken um die Pyramide gemacht hatte. Den Abend werde ich nie vergessen, als wir beide zusammensaßen. Wir tranken Rotwein, wir diskutierten über die versunkenen Schätze des Altertums und näherten uns allmählich dem eigentlichen Thema.«

Ich unterbrach ihn mit einer Zwischenfrage. »War Ihr Kollege auch ein Fachmann für das alte Ägypten?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Der Wein war stark. Er lockerte unsere Zungen. Es kam wie von selbst, daß ich mich offenbarte. Sie müssen berücksichtigen, daß ich unter meinem Schicksal gelitten habe. Es war nicht einfach, mit der Bürde umherzulaufen. Wie dem auch sei, dieses Thema kam zur Sprache, und ich hatte wirklich mit allem gerechnet, nur nicht mit dem, was tatsächlich passierte.« Er lachte und schüttelte den Kopf, als könnte er es selbst noch nicht fassen. »Es war einfach unwahrscheinlich. Ich erfuhr, daß mein Freund und Kollege das gleiche Schicksal teilte wie ich. Auch er ist ein Psychonaut gewesen.«

Plötzlich blitzten seine Augen. »Stellen Sie sich das einmal vor. Ich hatte einen Verbündeten gefunden. Ich jubelte auf. Ich war wie von Sinnen. Ich hätte am liebsten getanzt, ich war einfach…«, er schnappte nach Luft, »wie elektrisiert. Ich hatte neuen Mut gefunden, und mein Freund Francis dachte ebenso. Von nun an arbeiteten wir noch stärker zusammen. Wir bildeten ein tolles Team, wir beschäftigten uns weiter intensiv mit der Erforschung der Pyramide, und zwar mit den Gängen, die sonst für die Wissenschaft gesperrt sind. Den Grund kenne ich nicht. Wahrscheinlich wollen die Ägypter nicht, daß gewisse Dinge ans Tageslicht gelangen, aber darüber

brauchen wir jetzt nicht zu reden. Wir hatten einen Hinweis auf eine Grabkammer erhalten, die noch nicht gefunden war, zumindest nicht offiziell. Wir aber fanden sie, und die Kraft unserer dritten Augen öffnete uns den Weg in die Tiefen dieses Grabes. Was wir dort erlebten, ist…«

Ich winkte ab. »Das kennen wir, Monsieur Laroche. Wir haben es durch den Jungen erlebt. Aber ich habe eine andere Frage. Wußten Sie schon zuvor, was Sie hinter der Tür dieser Grabkammer erwarten würde?«

Laroche überlegte einen Moment. »Wenn Sie mich so fragen, kann ich Ihnen nur schwer eine Antwort geben.«

»Sie wußten es also nicht?«

»Doch, wir ahnten es. Wir haben von Göttern gehört, uns war der Name Sorath schon ein Begriff. Wir rechneten damit, eine Kult- oder Grabstätte zu entdecken, was letztendlich auch geschah. Daß der Dämon allerdings lebt, das hatten wir nicht angenommen.«

Ein leises Geräusch ließ uns zusammenfahren. Wir schauten zur Tür und sahen, daß sie ins Schloß fiel. Gregory hatte den Raum verlassen. Ihm war unser Gespräch zu suspekt. Sicherlich hielt er uns für Spinner. Sollte er, so brauchten wir keine Rücksicht zu nehmen.

Suko stellte eine Frage. »Glauben Sie denn, daß die Mumie mit dem Sonnen-Dämon Sorath identisch ist?«

Laroche hob die Schultern.

Der Inspektor war damit nicht zufrieden. Er wandte sich zuerst an mich, dann an Shao, um unsere Meinung zu hören. Ich hielt mich raus, denn ich war der Meinung, daß sich Shao aufgrund ihrer Vergangenheit mit diesem Thema eher beschäftigen konnte.

Von ihr erhielten wir auch eine Antwort. »Ich kann es mir nicht vorstellen«, sagte sie leise. »Ich kann es mir beim besten Willen nicht vorstellen. Ich glaube einfach nicht daran, daß wir es mit dem Sonnen-Dämon Sorath zu tun haben.«

»Warum nicht?«

»Er ist ein Geist, John. Er wird in anderen Sphären schweben. Das ist so wie bei den anderen Göttern auch und…«

»Francis und ich hatten es mit einer Mumie zu tun«, sprach Laroche dazwischen.

»Eben.«

Shao schaute mich an, da sie an meiner Antwort erkannt hatte, auf welcher Seite ich stand. »Mumie hin, Mumie her, ich glaube nicht, daß wir es mit dem wahren Götzen zu tun haben. Das ist nicht der Sonnen-Gott.«

»Wer dann?«

Shao lächelte etwas kantig. »Die Antwort ist nicht ganz einfach. Sie könnte aber auf der Hand liegen. Wenn wir die Mythologie richtig

verstehen, so hat jeder Pharao doch einen Helfer gehabt, der ihm treu zur Seite stand und der auch den Kontakt zu den Regionen der Götter gehalten hat.«

»Sprichst du von einem Hohenpriester?«

»Ja.«

Ich dachte nach. Auch die anderen sagten nichts. Suko nickte schließlich. »Das wäre eine Lösung. Diese Mumie ist der Hohepriester des Sonnen-Götzen, seine Vertretung auf der Erde, wenn ich es mal so profan ausdrücken darf.«

»Immer«, sagte ich. Dann ging ich einen Schritt weiter. »Und dieser Hohepriester hat einen Sohn namens Kinok, in dem sich die Kraft des eigentlichen Sonnen-Dämons widerspiegelt. Sie ist in dessen Augen konzentriert und unwahrscheinlich stark. So stark, daß sie es schafft, diejenigen, die dem Sonnen-Götzen gefährlich werden können - die Psychonauten - zu zerstören.«

Kein Widerspruch. Nur Shao meinte. »Damit ist unser momentanes Problem leider nicht gelöst.«

Da mußten wir ihr zustimmen, so schwer es uns auch fiel.

Sie wandte sich an Laroche. »Darf ich fragen, wie Sie sich fühlen?«

Er lächelte flach. »Soll ich sagen, daß ich mich jetzt besser fühle?«

»Ich meine es anders. Haben Sie Furcht vor der Zukunft?«

»Das sicher. Ich glaube nämlich nicht daran, daß Kinok und sein Vater einfach verschwunden sind und nicht mehr zurückkehren. Sie hatten es auf Francis und mich abgesehen. Ich lebe noch, und sie werden alles in die Wege leiten, um mich zu vernichten.«

»Aber Sie sind nicht die einzigen Psychonauten«, bemerkte Suko.

Seine Worte überraschten Laroche nicht. »Das kann ich mir sogar vorstellen. Es gibt unheimlich viele Menschen auf dieser Welt. Ich denke schon, daß einige darunter sind, die unter dem gleichen Schicksal zu leiden haben wie ich.«

»Stimmt und stimmt nicht«, sagte ich schnell, weil ich einen Einfall gehabt hatte. Ohne mich um die verwunderten Blicke der anderen zu kümmern, sprach ich weiter. »Es geht hier um die beiden Archäologen, einzig und allein um sie. Sie haben sich auf die Spur des Sonnen-Dämons gesetzt. Andere Psychonauten wissen möglicherweise darüber nichts und beschäftigen sich mit anderen Gebieten. Die beiden aber haben einen Weg zu Sorath gefunden, und das konnte nicht hingenommen werden. Deshalb gehe ich davon aus, daß zunächst nur Guy Laroche in Gefahr ist, auch wenn Kinok versucht, ihm zu helfen.« Ich schaute mich auffordernd um, wie jemand, der Widerspruch erwartet, aber es gab keinen. Man stimmte mir zu.

Guy Laroche nickte. »Ja, es geht um mich. Um mich ganz allein. Und ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich bin einmal stolz auf mein drittes Auge gewesen und habe mich für etwas Besseres gehalten. Das ist

vorbei. Können Sie sich vorstellen, daß in mir eine beinahe schon klebrige Angst lauert? Ich habe Angst um mein Leben, denn ich kann mir vorstellen, daß mir das dritte Auge auch nicht mehr hilft. Gut, Kinok hat mich einmal gerettet, jetzt aber befindet er sich unter dem Einfluß seines Vaters. Zudem wundere ich mich darüber, daß Sie hier so gut informiert sind. Das will mir ebenfalls nicht in den Kopf und…«

»Nehmen Sie es hin«, sagte ich. »Es würde zu weit führen, Ihnen etwas über magische Bilder zu berichten, die wir erlebt haben und deshalb so gut Bescheid wissen.«

»Bitte, John…«

Shao hatte die beiden Worte gesagt und mich mißtrauisch gemacht. Ich drehte ihr den Kopf zu. Sie hockte in einer sehr nachdenklichen Haltung auf ihrem Stuhl, hielt den Kopf dabei gesenkt, als wäre sie dabei, über ein Problem nachzudenken.

Einige Sekunden vergingen. Es war eine ungewöhnliche Ruhe eingetreten. Selbst unser Atem war kaum hörbar.

Suko hielt es nicht mehr aus. Er beugte sich seiner Partnerin entgegen. »Was hast du?«

Sie gab die Antwort nach einem Zögern und hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau, aber da ist etwas vorhanden, das ich nicht fassen kann. Es kommt auf uns zu. Ich spüre es genau. Es betrifft nicht euch, sondern nur Guy und mich.« Sie hob ruckartig den Kopf an und schaute auf den Archäologen. »Spüren Sie es nicht?«

Laroche war etwas verlegen. »Nein, ich… tut mit leid… ich… ich weiß nicht genau.«

»Aber es ist etwas da?« Shao ließ nicht locker. Sie wollte nicht, daß sie als einzige Person aus der Reihe tanzte.

Seine Schulterbewegung wirkte hilflos. Suko und ich wollten nicht abseits stehen, deshalb fragten wir wie aus einem Munde, was nun auf sie zukam.

Beinahe unwillig blickte uns Shao an. »Es tut mir leid, ich kann es nicht genau definieren.«

»Aber es ist vorhanden - oder?«

»Das schon…«

»Und weiter?«

Ihre Mundwinkel zuckte. »Nichts weiter«, flüsterte sie. »Lassen wir es darauf ankommen.«

Es war kälter geworden, als würde ein eisiger Hauch durch das Zimmer wehen. Wir froren alle.

Shao schaute in die Höhe.

Dann stand sie auf.

Im selben Augenblick erhob sich auch Guy Laroche. Sie blickten in eine Richtung, als gäbe es hinter den Rollos etwas Besonderes zu sehen.

Da konnten wir auch etwas erkennen, aber es war anders. Ganz anders als wir es uns vorgestellt hatten.

Ein schwaches Licht, bläulich schimmernd. Vergleichbar mit einer Sonnenscheibe, deren Strahlen durch ein rußgeschwärztes Glas abgeschwächt war.

Ein magisches Hologramm entstand, wie wir es schon einmal erlebt hatten. Und ich erinnerte mich sehr wohl daran, wie hilflos wir ihm gegenübergestanden hatten…

***

Wie schon zuvor, so waren wir auch in diesem Fall nur Statisten. Ich sah, wie Shao den Anfang machte und ihre Hand Guy Laroche entgegenstreckte.

Der war für einen Moment irritiert, schaute sie an, runzelte die Stirn, zögerte noch, sah dann die etwas hektische Bewegung der Finger und verstand das Zeichen.

Er griff zu.

Beide waren auf das Fenster zugeschritten, hatten allerdings nach zwei Schritten schon gestoppt, denn sie warteten ab, bis sich das Hologramm oder die Szene vor ihnen richtig entwickelt hatte.

Mit fortlaufender Zeit schoben sich immer mehr Einzelheiten des Gesamtbildes zusammen. Sie schwebten von den Seiten und aus der rückwärtigen Szenerie heran, als wollten sie allmählich ein Gesamtkunstwerk erschaffen. Hatten wir beim erstenmal das Grab erlebt, so zeigte dieses Bild ein völlig anderes Motiv.

Es war eine Landschaft.

Kein Gebäude, nicht das Innere eines Grabes oder eines Hauses, dafür ein freier Himmel, ein hoher Felsen, dessen Spitze wie eine klumpige Nase nach vorn stand und so zu den hinter ihm liegenden Massiv hin etwas abfiel. Deutlich trat der Felsen hervor. Sogar die genaue Struktur der Steine war zu erkennen, und auf mich machte er keinen besonders stabilen Eindruck, denn die einzelnen Steinplatten lagen aufeinander geschichtet und bildeten ein für mich etwas wacklig aussehendes Gebilde, was vorn überstand und jeden Augenblick abkippen konnte.

Dieser Fall trat nicht ein. Der Felsen blieb in seiner Lage, und zwar so, wie er möglicherweise schon all die Jahrtausende oder noch länger gewachsen war.

Ich hatte die erste Überraschung überwunden. Mein Verstand arbeitete wieder normal. Deshalb stellte ich mir automatisch die Frage, weshalb man uns diesen Felsen zeigte, der so gar nicht mit der Düsternis des ersten Hologramms vergleichbar war. Das hatte seinen Grund. Hinter dem Felsen befand sich zwar ein bläulicher Himmel, allerdings nicht sehr glatt, denn vor diesem Hintergrund zeichneten

sich drei, vier abstrakte Gegenstände ab, die sich bei genauerem Hinsehen meiner Ansicht nach als Bäume entpuppten.

Das war nicht alles.

Über oder zwischen den Bäumen strahlte ein Licht auf. Hätte man von mir einen Vergleich gefordert, so wäre mir in den Sinn gekommen, es als das Licht einer allmählich aufsteigenden Sonne anzusehen. Das konnte auch stimmen, mußte aber nicht so sein, denn dieses Licht war nicht so hell.

Außerdem fiel es wie eine Wand nach unten. Es sackte unterhalb des Ausschnitts einfach weg und war verschwunden.

Die Szene blieb nach wie vor sehr rätselhaft, und ich verstand den Sinn noch nicht.

Ich riß mich von diesem Anblick los, um auf Shao und Laroche zu schauen. Beide waren fasziniert.

Sie sahen uns nicht mehr. Ihr Interesse galt einzig und allein diesem sagenhaften Bild, wobei ich spürte, wie es in mir kribbelte und ich genau wußte, daß das Hologramm noch nicht vollendet war.

Da würde sich noch etwas tun.

Suko stand nicht weit von mir entfernt. Wir beide schauten auf Shaos und Laroches Rücken. »Da tut sich etwas«, flüsterte mein Freund. »Das ist erst der Anfang, John.«

»Ja, das denke ich auch.«

Und wir hatten recht, denn plötzlich bewegte sich vom rechten Bildrand her ein gewaltiger Schatten in das Hologramm hinein. Uns stockte für einen Moment der Atem, als wir sahen, wer da ankam.

Das war kein Schatten, sondern ein gewaltiger Tiger, der sich trotz seiner Größe wie auf Samtpfoten über den Felsen hinweg bewegte.

Er hatte sein Ziel, er schaute sich nicht um. Zwangsläufig geriet er bei seinem Lauf ins Licht der Sonne, das seinen Körper badete. Ein herrliches Fell, prächtig und gesund. Mir fiel ein, daß auch der Löwe, eine andere Großkatze, gerade in der ägyptischen Mythologie eine Rolle spielte, denn ich brauchte nur an die Sphinxe zu denken, diese riesigen Skulpturen, die Frauenkörper mit den Löwenköpfen, die als Bewacher der großen Gräber eingesetzt wurden.

Der Tiger bewegte sich weiter, ohne daß wir etwas hörten. Bald würde er das Ende der Felsnase erreicht haben. Dort blieb er stehen und schüttelte den Kopf, um anschließend in die Ferne zu schauen.

Er wartete.

Auf was?

Uns quälte diese Frage, und Suko wollte es nicht länger hinnehmen. Er bewegte sich auf Shao zu.

Mit dem gekrümmten Zeigefinger tippte er auf ihre rechte Schulter. Sie zuckte kurz zusammen, bevor sie den Kopf drehte und Suko mit einem Blick anschaute, der ihn zunächst für einen Moment erstarren

ließ und ihm dann eine Gänsehaut ins Gesicht trieb. Dann hatte er begriffen. Er nickte und ging wieder zurück.

Ich hatte mich auf Shaos Gesicht konzentriert und war von dem kalten und abweisenden Ausdruck ebenfalls überrascht worden. Sie hatte Suko nicht nur angeschaut wie einen Fremden, sondern auch wie eine Person, die ihr unwillkommen war. Sie wollte ihn nicht in ihrer Nähe haben, und Suko hatte dieses Zeichen verstanden.

Er hatte vor, mir eine Frage zu stellen, aber die Ereignisse innerhalb des magischen Hologramms hielten ihn davon ab. Die Spannung steigerte sich, als eine weitere Gestalt erschien.

Sie ging nicht, sie flog nicht her, sie war einfach da und hockte auf der Spitze der Felsnase.

Dunkle Haare, eine grüne Hose, ein gelbes Hemd und ein Gesicht, das wir kannten.

Kinok!

Mochte der Teufel wissen, woher er sich die neue Kleidung besorgt hatte. Daß er es tatsächlich war, bewies er uns, als er den Kopf drehte und uns anblickte.

Da waren die letzten Zweifel beseitigt. Er schaute aus dieser Szene zu uns hin, er war ein Mensch, in dem auch die andere Kraft steckte, denn seine Augen zeigten wieder diesen goldenen Glanz.

Er brachte die Botschaft genau an die beiden Personen, die es anging.
»Ich wußte es«, sagte Shao.

»Ich habe es gespürt. Er hat Kontakt mit mir aufgenommen, er hat sich gequält, aber jetzt ist es geschehen. Er und ich. Ich und er… wir… wir müssen den Kampf aufnehmen. Er will sich lösen.«

»Ich ahne Schreckliches«, flüsterte Suko.

Er brauchte es nicht zu ahnen, er und ich, wir beide bekamen es in den folgenden Sekunden bewiesen, denn Shao und Laroche hielt nichts mehr. Gemeinsam schritten sie dem magischen Hologramm entgegen - und drangen in das Gebilde ein…

***

Wir waren ihnen nicht nachgeeilt, wie wir es normalerweise hätten tun sollen. In diesem Fall wäre es nicht das richtige gewesen, denn das Geschehen wurde von der anderen Seite diktiert. Sie hatte die Gesetze geschrieben, nach denen wir uns zu richten hatten. So schlimm es für uns auch klang, wir waren eigentlich nicht mehr als Statisten und mußten den anderen das Feld überlassen.

Es war eine Szene, die mich an den Film E.T. erinnerte, denn da war der Junge auch in das Bild hineingeschwebt, um zu seinem Freund zu kommen. So ähnlich verhielten sich Shao und Laroche.

Noch immer an den Händen gefaßt, als wollten sie ihre Verbindung nicht unterbrechen, gelangten sie in diese Welt hinein, die allerdings

auch für uns nicht verschlossen bleiben sollte.

Suko stieß mich an. »Hier hält mich nichts mehr«, flüsterte er. »Verdammt noch mal, wir müssen weiter.«

»Dann los!«

Es waren nur wenige Schritte bis zum Erreichen der magischen Zone. Ich hoffte, daß jetzt kein Beamter vom Zoll das Zimmer betrat und uns störte, aber dieses Problem wirkte lächerlich im Vergleich zu dem, was vor uns lag.

Wir schafften es nicht.

Der Beginn des magischen Hologramms war für uns auch gleichzeitig die Grenze. Hier existierte die Schwelle, die auf keinen Fäll überschritten werden durfte. Und obwohl ich es noch einmal versuchte, kam ich nicht weiter.

Suko erging es nicht anders.

Wir liefen nicht gegen eine »Wand« und blieben draußen.

»Jetzt können wir Shao nur die Daumen drücken«, meinte Suko trocken.

***

So wie wir hofften und dachten, standen unsere Gedanken im Gegensatz zu denen der Chinesin Shao. Sie fühlte sich überhaupt nicht schlecht, nein, es freute sie, in diese magische Welt hineintreten zu können, um etwas völlig Neues zu erleben. Sie war die Person, die einmal sehr lange im Reich der Sonnengöttin Amaterasu gelebt hatte, und als sie die magische Grenze überschritt, da merkte sie sehr deutlich, wie etwas von diesem anderen Leben in sie zurückkehrte.

Sie fühlte sich leicht, kraftvoll und wunderbar, und ihr Händedruck festigte sich, als wollte sie dieses Feeling auch auf ihren Begleiter übertragen, dessen Gesicht noch einen ziemlich angespannten Ausdruck aufwies.

Sein Profil wirkte wie geschnitzt, als sie ihn anschaute. Er hielt den Mund leicht geöffnet, ohne allerdings richtig Luft zu holen. Der Atem schien ihm auf den Lippen gefroren zu sein. Möglich, daß er diesen Weg noch immer als ein Wunder empfand, und sowohl der Junge als auch das ihn beschützende Raubtier hatten die Köpfe gedreht, um die Neulinge anzuschauen.

Kinok fühlte sich wohl. Er saß auf der abgerundeten Spitze des Felsens wie auf einem bequemen Sessel. Sein linkes Bein baumelte in die Tiefe, das rechte hatte er angehoben und den Absatz auf das Gestein gestemmt. Ebenfalls mit der rechten Hand umklammerte er das Knie, während seine Blicke in eine Ferne gerichtet war, als würde er von dort einen lange ersehnten Besuch erwarten.

Hinter ihm stand das Raubtier.

Es hatte seinen Kopf nach vorn gestreckt, so daß er über dem des

Jungen schwebte. Auch das Tier schaute in die Ferne, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen.
Beide kümmerten sich nicht um die Neulinge. Shao und Laroche hatten den Felsen längst erreicht und schritten von der Rückseite her auf die beiden zu. Sie schritten tatsächlich, denn beide waren von einer gewaltigen Erwartung umklammert, als wäre die Lösung dabei, sich allmählich aufzubauen.
Seit dem Eintritt in das magische Hologramm sprach Laroche zum erstenmal. »Ich spüre wieder den Druck auf der Stirn«, sagte er leise. »Es ist… es ist bald soweit. Ich glaube, daß sich das dritte Auge zeigen wird. Es wird kommen, es muß kommen, Shao, ich weiß es.«
»Und dann?«
»Ich habe Angst.«
»Wovor?«
»Sorath…«
»Ich sehe ihn nicht.«
»Er lauert, ich weiß es. Was er uns hier zeigt, ist eine Farce, er will uns in Sicherheit wiegen…«
Shao hob nur die Schultern und ging weiter. Sie dachte anders darüber, doch sie wollte nicht mit Laroche über dieses Thema sprechen. Er hätte es ihr nicht geglaubt, es wäre zu unwahrscheinlich gewesen, denn schon längst spürte sie die fremden und trotzdem vertrauten Gedanken in ihrem Kopf.
»Die Sonne darf leuchten, aber nicht töten, Shao. Es wird kein Dunkles Reich auf dieser Erde geben. Sie muß nur dem Guten geweiht sein, das weißt du. Kein Dämon darf versuchen, sie zu übernehmen, denn sie soll keinen Schatten bringen, sondern Licht.«
Shao gab die Antwort, indem sie nickte, und sie hoffte dabei, daß die noch im Dunklen Reich gefangene Sonnengöttin Amaterasu sie auch verstanden hatte.
Sie brauchten nicht lange zu gehen, vor ihnen wuchs das Raubtier in die Höhe, und beide hatten den Eindruck, als wäre es ein haushohes Monstrum.
Laroche zitterte und fuhr mit der Hand über seine Stirn, als wollte er das dort allmählich entstehende dritte Auge zurückdrücken.
Es ging nicht mehr. Die Gabe oder der Fluch des Psychonauten war nicht zu stoppen. Von innen her drückte sich das Auge immer weiter vor, es näherte sich der Stirn und war schon in seinen Umrissen erkennbar. Laroche stoppte. Er drückte seinen Kopf zurück, hob abermals die Arme, um sie gegen die Stirn zu pressen, wobei er den Kopf senkte und ihn zugleich noch schüttelte.
Shao wußte, daß er die Verwandlung nicht wollte. In dieser Welt mußte es so sein, er konnte sich nicht dagegen wehren.
Zwei Psychonauten hatten den Weg in die Grabkammer entdeckt,

einer von ihnen war schon getötet worden, und auch dieser letzte Zeuge mußte aus dem Weg geräumt werden.

Die Chinesin hatte nicht auf die Bewegung des Tigers geachtet. Ihm war es gelungen, den Kopf zu drehen. Er schaffte es, ohne den Körper von der Stelle zu bewegen.

Er starrte sie an.

Augen, dachte Shao! Unheimliche und kalte Augen, sehr dunkel, gar nicht so raubtierhaft. Augen, die ich schon einmal gesehen habe, deren tödlichen Blick ich kenne und…

Das Raubtier war Sorath!

Plötzlich wußte sie es, und als hätte sie durch dieses Wissen einen Befehl erteilt, so bewegte sich das Tier und schaffte es, sich auf die Hinterbeine zu stemmen.

Der Junge rührte sich nicht. Er drehte ihnen den Rücken zu, aber das dritte Auge auf der Stirn des Psychonauten begann zu flimmern und sich zu bewegen. Es zuckte dabei wie eine frische Wunde.

Shao stellte fest, daß es allmählich die Form eines Dreiecks annahm und plötzlich dem uralten Symbol des Allsehenden Auges ähnelte, wobei allerdings der Strahlenkranz fehlte.

Das Allsehende Auge war nichts Schlechtes, es war ein Wunder, auch wenn es sich etwas verfremdet auf der Stirn des Psychonauten zeigte, der sich nicht mehr bewegte, weil ihn der Anblick des Raubtieres in den Bann geschlagen hatte.

Besonders der Kopf!

Es blieb nicht mehr bei diesem katzenhaften Schädel, denn andere Züge schoben sich nach vorn.

Menschliche…

Ledrige Haut, beherrscht von Falten und Runzeln. Ein schmaler Mund hatte das Maul abgelöst. Nur die Augen waren gleich geblieben und auch die hohe Stirn, und es war in diesem Fall eine männliche Sphinx entstanden.

Ein Bewacher dieser Welt. Eine Sphinx, die töten wollte. Die es nicht hinnehmen konnte, daß noch ein Zeuge existierte, das wußte auch Laroche.

Er bewegte seinen Körper nicht. Nur das Auge auf der Stirn glänzte, als trüge es die Verantwortung für diese große Verwandlung. Der Mund des Mannes war mit Speichel besprüht, den Kopf hatte er in den Nacken gelegt, er konnte einfach nicht anders und mußte in dieses schrecklich Mumiengesicht schauen, das so überhaupt nicht zu dem mächtigen Körper passen wollte.

Zugleich leuchtete im Hintergrund die Sonne auf. Doch es war ein kaltes, ein düsteres Leuchten, kaum vergleichbar mit der Kraft der normalen Sonne.

Und das Licht schob sich höher.

Immer dunkler wurde es. Eine gewaltige Scheibe, die schon sehr bald den gesamten Hintergrund des Himmels einnahm. Das war die Sonne der Finsternis, das war der Geist Soraths, der seinen Hohenpriester beschützen wollte.

Und Kinok?

Er hockte noch immer auf der Felsnase und rührte sich nicht. Er glich einem Menschen, an dem alles andere vorbeilief, einem Menschen, der sich ausschließlich mit seinen eigenen Gedanken beschäftigte.

Hatte Shao vorhin noch so etwas wie Mut gespürt, so verließ sie dieses Gefühl, denn sie rechnete stark damit, daß der Sonnen-Dämon seine fürchterliche Abrechnung in die Tat umsetzte…

***

»Du mußt etwas tun«, sagte Suko.

Das wußte ich selbst, und ich wollte ihn eigentlich fragen, warum gerade ich, aber ich dachte an mein Kreuz, auf dem ebenfalls das Allsehende Auge eingraviert worden war.

Bisher hatte mich die Szene innerhalb des magischen Hologramms unwahrscheinlich in Anspruch genommen. Als Suko mich angesprochen hatte, da war ich wie aus einem Traum erwacht, und ich reagierte so, wie ich es tun mußte, um die letzte Chance zu wahren.

Sekunden später lag das Kreuz auf meiner Hand, von Suko und auch von mir betrachtet.

Und beide sahen wir den leichten Glanz, der das Allsehende Auge nachzeichnete.

Ich hatte es bei unserer ersten Begegnung mit dem magischen Hologramm nicht hervorgeholt. Damals hatte ich nichts zerstören wollen, hier lagen die Dinge anders, weil ich davon ausgehen mußte, daß Shao und Guy Laroche sich in Gefahr befanden.

Das Allsehende Auge war ein Symbol des Guten, es wurde auch das Auge der Vorsehung genannt oder, da es sich innerhalb eines Dreiecks befand, auch das Delta. Von den alten Ägyptern erfunden, war es das Symbol des Osiris, des obersten Gottes, und es war später von der christlichen Kirche mit anderen Symbolen übernommen worden.

Auch die alten Griechen hatten das Symbol gekannt, denn nach einem Bericht des Philosophen Euripides war Osiris identisch mit Zeus und Dyonisos. Der Philosoph hatte auch von einer Auferstehung des Gottes Osiris nach vierzig Tagen berichtet, und es gab Menschen, die behaupteten, daß die Kirchenväter einige Tausend Jahre später diese Legende übernommen hatten.

In meinem Fall tat es nichts zur Sache, ich mußte nur plötzlich daran denken, als ich das Kreuz betrachtete, das auf meiner flachen Handfläche seinen Platz gefunden hatte.

Für einen Moment hatten mich diese Gedanken schwindeln lassen. Sukos leichter Stoß in Hüfthöhe riß mich wieder zurück in die Wirklichkeit. Seine Stimme drängte. »Bleib nicht länger stehen, John…«

»Ja«, sagte ich, »ja…« Dann ging ich vor.

Das Bild behielt ich im Auge. Es nahm mein gesamtes Blickfeld ein. Noch lag das Kreuz auf meiner Hand, ich hoffte, daß es in der Lage war, mir einen Eingang zu öffnen.

Hinter dem Felsen erhob sich die rätselhafte und unheimliche Sonne. Man hatte von einem schwarzen Mond gesprochen, aber nie von einer schwarzen Sonne. So wirkte sie auf mich. Zwar nicht pechschwarz, sondern grau und zugleich unheimlich, wobei sie mit einer bösen Kraft erfüllt war, die gegen mich strömte.

Shao und Laroche taten nichts.

Sie mußten sich unwahrscheinlich klein vorkommen, wenn sie an diesem Raubtier in die Höhe schauten, dessen Pranken wie zwei tödliche Säulen über ihnen standen.

Ich umschloß mein Kreuz mit der Faust, ließ es aber aus dem oberen Ende herausschauen.

Und so machte ich den letzten Schritt - und trat tatsächlich hinein in das magische Hologramm…

***

Das Auge auf Laroches Stirn glühte und zuckte. Immer wieder zog es sich an den Rändern zusammen. In der Mitte leuchtete es in verschiedenen Farben auf, als könnte es sich nicht entscheiden, ob es gelb, rot oder türkisfarben sein sollte. Da mischte sich einiges durcheinander, aber trotz dieser Veränderung schaffte es das Auge nicht, die veränderte Mumie zu bannen, die sich jetzt mit der Kraft eines Raubtierkörpers aufgerichtet hatte und auf die Macht der bösen Sonne vertraute.

Und der Mund bewegte sich. Das Gesicht konnte sprechen. Shao und Laroche hörten die Worte, und sie waren zugleich in der Lage, diese Sprache zu verstehen.

War es die Stimme der Mumie, oder gehörte sie einem anderen Wesen? Wahrscheinlich einem anderen, denn direkt aus dem Mund drang sie nicht, sondern von verschiedenen Seiten her, als wären irgendwo die Lautsprecher einer Stereoanlage aufgebaut.

»Es ist das Geheimnis des Sonnen-Gottes, es wird das Geheimnis bleiben, denn ich, der Hohepriester des Götzen, soll dafür sorgen. Deshalb habe ich die Unsterblichkeit erhalten, und deshalb muß ich die Feinde, die mein Geheimnis herausfinden, vernichten. Es wird die Zeit kommen, wo der Sonnen-Dämon die alte Sonne verfinstern wird, und dann wird die Zeit eintreten, vor der die Menschen sich fürchten.

Es wird das Ende dieser Welt sein, und es werden die Kräfte der Dunkelheit über die Erde kommen, um zu siegen. Niemand wird sie aufhalten können, niemand wird mich, ihren Bewahrer, stoppen.«

Der Archäologe war nicht in der Lage, ein Wort zu sprechen. Dafür fand Shao den Mut. »Auch dein Sohn nicht? Er ist es doch gewesen, der sich gegen dich gestellt hat. Er will nicht mehr töten, denn er hat zwei Menschen das Leben gerettet. Er hat gemerkt, wie sinnlos es ist, Leben zu vernichten, und das solltest auch du einsehen. Du hast dich in deiner Rechnung geirrt. Dein eigener Sohn, den du noch als Mensch gezeugt hast, stellt sich gegen dich, und ich weiß, daß ihr - verwandt durch Fleisch und Blut - euch gegenseitig die Kraft nehmen könnt. Kinok hat der dunklen Sonne nicht gehorcht, in seinen Augen steht ein anderes Licht, das helle, das strahlende.« Shao wandte sich direkt an den Jungen, denn sie spürte eine unwahrscheinliche Kraft in sich, als wäre die Sonnengöttin Amaterasu dabei, ihr aus einer anderen Welt und Dimension einen Atem einzublasen.

»Er wird es nicht tun!« widersprach die männliche Sphinx, »denn ich bin sein Vater!«

»Und wer ist die Mutter?«

»Eine Göttin!«

»Diente sie auch dem Sonnen-Götzen?«

Darauf erhielt Shao keine Antwort. Zudem wollte Sorath nicht mit ihr sprechen. Der Hohepriester drehte seinen Kopf und wandte sich an Kinok. »Zeig ihnen, auf welcher Seite du stehst, zeig es ihnen. Steh auf und beweise deinem Vater deine Liebe.«

Kinok rührte sich nicht. Er tat, als hätte er die Worte nicht gehört.

Shao aber wußte genau, daß dem nicht so war, denn sie merkte in ihrem Innern, daß es zwischen Kinok und ihr die Verbindung gab, und die konnte nicht schlecht sein.

Endlich rührte sich der Junge. Er drehte sich um, weil er sich erheben wollte, aber Shao wurde auch durch eine andere Bewegung abgelenkt. Sie konnte es im ersten Moment nicht fassen, daß es noch eine andere Person geschafft hatte, diese Welt zu betreten, aber John Sinclair hielt sein Kreuz in der Hand, und das Allsehende Auge leuchtete darauf wie ein helles Fanal.

Der Junge war aufgestanden.

Er drehte sich um.

Auch sein Vater hatte den Kopf nach unten gedrückt. Er starrte in das Gesicht seines Sohnes und auch in dessen Augen, in denen ein Ausdruck lag, den er nicht allein sah. Auch die anderen entdeckten das Leuchten oder goldene Strahlen darin. Es hatte die gesamten Augen erfaßt, ließ keine Lücke frei, und es war darin nicht die Spur einer Dunkelheit oder bösen Macht zu erkennen.

»Kinok…?«

»Vater?«
»Hier in unserer Welt wirst du beweisen müssen, auf welcher Seite du stehst. Du wirst mir zeigen, daß du in der Lage bist, auch einen zweiten Feind zu töten. Du weißt, daß ich den Sonnenkult neu aufbauen werde. Wir haben schon Menschen dazu bekommen, die schwarze Sonne anzubeten. Deine beiden Freunde, die dich beschützen sollten, haben treu und fest zu dir gehalten, aber sie sind von unseren Feinden umgebracht worden. Es soll nicht der Anfang vom Ende sein. Ich will den Kult weiter aufbauen, es gibt andere, die an uns glauben und sehr enttäuscht würden, wenn sie vom Tod ihrer Freunde erführen und womöglich auch von unserer Niederlage. Das darf nicht sein. Wir wollen die Macht, wir wollen einen Teil davon an den schwarzen Sonnenkult weitergeben, damit wir herrschen können, aber wir müssen es zuvor schaffen, diejenigen, die über das Wissen verfügen und nicht zu uns gehören, zu vernichten. So war es abgesprochen. Erinnerst du dich daran, Kinok?«
Der Junge mit den goldenen Augen nickte. Dann sagte er laut und deutlich: »Ja, daran erinnere ich mich!«
Die männliche Sphinx lachte leise. Es hörte sich an wie ein Schnurren in hohen Frequenzen. »Das ist gut, sehr gut sogar. Deshalb wirst du deine Pflicht tun und deinem Vater gehorchen. So ist es immer schon gewesen, der Sohn gehorcht dem Vater…«
»Was soll ich tun?«
»Den Mann zuerst vernichten!«
Kinok starrte Guy Laroche an. Er wußte Bescheid, Laroche ebenfalls. In dieser zeitlichen Ebene entbrannte ein Kampf zwischen ihnen. Kinok schwankte zwischen Gehorsam seinem Vater gegenüber und Gefühl. Es kam jetzt darauf an, welche Kraft stärker war. Die des Sonnen-Götzen Sorath, von einem Hohenpriester übertragen, oder das, was dieser Junge am eigenen Leib erfahren hatte, denn er hatte erlebt, daß es auch eine andere Welt gab, in der das Morden nicht an erster Stelle stand. Er mußte sich entscheiden.
War die Macht des Vaters stärker?
Es wies darauf hin, denn in die Augen des Jungen schob sich eine Veränderung. Das strahlende Licht der echten, der eigentlichen Sonne, verschwand allmählich. Es dunkelte nicht nur nach, sondern bekam auch einen anderen Ausdruck. Einen bösen und gefährlichen, so wie er dem Vater passen mußte.
Die männliche Sphinx bewegte sich. Allmählich glitt ihr Oberkörper nach unten, weil sie nicht länger auf den Hinterpranken stehenbleiben wollte.
Kinok schaute zu.
Er lächelte…
Es war ein Lächeln, das weder Shao, Laroche noch mir gefiel. Man

konnte es als böse und hinterlistig bezeichnen. Zugleich auch als gemein und wissend.

In ihm lauerte die Kälte des Todes…

Und die Augen hatten ihren goldenen Glanz verloren. Noch sahen sie nicht völlig schwarz aus, sie hatten mehr die Farbe von grauer Asche angenommen, aber das Zeichen seiner eigentlichen Herkunft war bei ihnen nicht zu übersehen. Immer stärker veränderte sich Kinok im Sinne seines Vaters.

Das wollten Shao und Laroche nicht akzeptieren. Der Psychonaut war trotz des dritten Auges nicht in der Lage, etwas zu tun. Er wirkte wie ein Mensch, der innerlich immer mehr in sich zusammenkroch und dicht vor der Aufgabe stand, was Shao nicht akzeptieren wollte. Sie umklammerte ihn, um ihm Hilfe und Stütze zugleich zu sein. Er sollte auf keinen Fall vollends in den Bann des Hohenpriesters hineingeraten, denn dann war er verloren.

»Kämpfen!« rief sie. »Du mußt kämpfen, Guy…«

Er blieb stumm. Je mehr sich- der Junge veränderte, um so größer wurde seine Qual. Sie zeichnete sich auf seinem Gesicht ab, sie drückte Furchen hinein, in denen sich Schatten versammelten. Seine Augen hatten so gut wie keinen Blick mehr. Sie waren leer geworden und ähnelten immer mehr denen eines Toten.

Im Gegensatz dazu lebte Kinok auf.

Leider in einem Sinne, wie wir es überhaupt nicht mochten. Er war derjenige, der plötzlich das Böse transportierte. Unsere Hoffnung war vergebens gewesen. Sein Ausflug in die andere Richtung hatte nur sehr kurz gedauert, denn die alte Erbanlage übernahm die Oberhand.

Sorath, der Sonnen-Dämon, als mächtige Kraft im Hintergrund stilisiert, würde die Oberhand behalten.

Kein Schimmern mehr in den Augen, kein Funke sprühte über.

Der Ausdruck hatte gewechselt. Er war jetzt grausam und böse geworden. Die Macht der dunklen Sonne hatte den Jungen übernommen, dessen Gesicht sich verzerrte. Er fletschte die Zähne, und der Ausdruck ähnelte auch dem seines Vaters.

Er würde töten.

Und er ging auf Laroche zu, dessen Körperhaltung eine abwehrende Bewegung einnahm und dann einfror.

Shao hatte dies ebenfalls mitbekommen. In ihrem Gesicht zeigte sich ein enttäuschter Ausdruck. Sie bewegte ihre Lippen. Es war abzulesen, daß sie den Namen Amaterasu »buchstabierte«. Bisher hatte es durch die nicht sichtbare Sonnengöttin eine Verbindung zwischen Kinok und Shao gegeben, aber die andere Kraft war hier zu stark.

»Bring auch sie um!«

Kinok nickte.

Er folgte seinem Vater und konzentrierte sich durch seinen Blick auf

das dritte Auge des Psychonauten.

Was geschehen würde, hatte ich nicht erlebt, ich kannte es nur aus Erzählungen, aber ich wollte es auch nicht erleben. Zum erstenmal kam ich mir vor wie ein Joker. Wobei ich hoffte, daß ich diese Funktion auch erfüllen konnte…

***

Gab es denn keine Chance, die Szene zu kippen? Ich wollte keine weiteren Morde, ich wollte keinen Sieg dieser altägyptischen schwarzen und teilweise unerklärlichen Magie.

Was tun?

Ich dachte an meinen Freund Suko, der mich so gedrängt hatte. Aber ich war kein Erlöser im eigentlichen Sinne, nur ein Joker, der eine Karte in der Hand hielt.

Das Kreuz!

Und plötzlich wußte ich genau, was ich zu tun hatte. Mich interessierten auch Shaos in meine Richtung geworfenen flehenden Blicke nicht. Mein Ziel war ein anderes.

Zuerst ließ ich den Jungen gehen. Um mich hatte er sich bisher nicht gekümmert, auch das Allsehende Auge auf meinem Kreuz schien ihn überhaupt nicht zu stören.

Er ging weiter.

Er wollte den letzten Zeugen töten.

Aber auch ich setzte mich in Bewegung. Es war der letzte Augenblick, es zu tun, die letzte Chance überhaupt. Mich interessierte nicht das Raubtier mit dem Menschenkopf, alles andere auch nicht, ich überhörte auch den Schmerzensschrei des Archäologen, für mich war Kinok wichtig, und ich streckte meinen linken Arm aus, was er nicht sehen konnte, da ich mich in seinem Rücken befand.

Die linke Hand fiel wie ein harter Stein auf seine rechte Schulter. Meine Finger krümmten sich, ich grub sie in den Stoff seines Hemdes hinein und spürte darunter die dünne Haut und auch die Härte der Knochen. Es war alles normal wie bei vielen Jungen in seinem Alter.

Was würde er tun?

Er blieb stehen und schüttelte unwillig den Kopf, denn diese Störung gefiel ihm nicht.

Ich gab nicht nach.

Mit einer schnellen und überraschenden Bewegung zerrte ich den Jungen herum. Auch damit hatte er nicht gerechnet, denn es bereitete ihm Mühe, auf den Beinen zu bleiben.

Er geriet leicht ins Taumeln, hatte dann wieder festen Stand gefunden. Ich schaute ihm für einen Moment in die Augen, die tatsächlich zu dunklen, drohenden Sonnen geworden waren, und ich tat endlich das, was ein Joker tun mußte.

Ich hängte ihm mein Kreuz mit dem strahlenden Allsehenden Auge um den Hals…

***

Das war genau der Moment der Entscheidung. Wenn ich mich geirrt hatte, konnte es auch für mich die letzte Tat in meinem Leben gewesen sein. Ja oder nein?

Nein, kein Irrtum!

Da er Shao und Laroche jetzt den Rücken zudrehte, gab es nur eine Person, die er direkt anschauen konnte.

Und das war ich!

Unsere Blicke bohrten sich ineinander. Ich kümmerte mich nicht um die Reaktion seines Körpers, für mich zählte einzig und allein der Ausdruck in seinen Augen.

Mit ihm hatte alles begonnen, er war so etwas wie ein Spiegel seiner Seele, auch bei ihm, den man im Prinzip nicht zu den normalen Menschen zählen konnte.

Düsternis hatte das helle Leuchten darin vertrieben. Ich wollte, daß sich der Vorgang wieder umkehrte, weg mit der Dunkelheit, zurück mit dem Licht.

War es möglich?

Eine Flamme schoß aus dem Kreuz hervor, und zwar genau an der Stelle, an der sich auch das Allsehende Auge befand. So hatte ich mein Kreuz noch nie reagieren sehen. Es war auch kein direkter Feuerstrahl, sondern mehr ein strahlender und sprühender Blitz, der mit einer unwahrscheinlichen Kraft von der Brust des Jungen her senkrecht in die Höhe jagte, wo sich auch das Gesicht befand.

Und die Augen!

Plötzlich krümmte sich dieser rotblaue Blitz zusammen. Er fächerte auseinander und jagte in die beiden Augen hinein.

Tief hinein!

Kinok schrie!

Schmerzen durchschossen ihn. Seine Augen schimmerten für einen Moment auf, dann verloren sie ihren Inhalt. Es jagte etwas aus ihnen hervor, eine Masse aus goldfarbenem Licht und von schwarzen Schatten durchzogen. So genau konnte ich es nicht erkennen, vielleicht war es seine in diesem Augenblick zweigeteilte Seele, und der Junge drehte sich auf dem Absatz, um noch im selben Augenblick in die Höhe zu springen.

Drei menschliche Augenpaare verfolgten seinen Sprung, der einzig und allein dem Vater galt.

Die männliche Sphinx stand auf der Stelle, als wäre sie von einem Fluch gebannt worden. Sie traf keine Anstalten, den Kopf zu drehen oder sich selbst in Sicherheit zu bringen. So schafften es die

hochgerissenen Arme, den Nacken dieser magischen Figur zu umfassen und sich daran festzuhalten.

Das wäre normalerweise nicht schlimm gewesen, aber der Junge trug das Zeichen des Osiris!

Und dieser Gott war gut.

So gut wie sein stigmatisiertes Symbol, das Allsehende Auge nämlich. Daß Osiris bei den alten Ägyptern im übertragenen Sinne die Sonne auch verkörperte, wurde uns in den nächsten Augenblicken bewiesen, denn Vater und Sohn strahlten so grell auf, als wären sie auf der Stelle in einem gleißenden Lichtbogen explodiert.

Nein, das war die echte Sonne.

Das wunderbare Licht, das uns Menschen ein Leben erst ermöglichte, das nun dabei war, die schlechte Existenz zu zerstören oder sie bereits zerstört hatte.

Es gab die beiden nicht mehr.

Vater und Sohn waren verschwunden.

Aber es gab Shao, mich und natürlich Guy Laroche, den Psychonauten, der überlebt hatte.

Und es gab ein Büro, vor dessen Fenster ein Rollo hing, um das Licht der Sonne abzuhalten.

Dabei war sie doch so etwas Wunderbares…

***

Wir waren zunächst nicht in der Lage, auch nur ein Wort zu sagen. So stark steckten wir noch in den. Erlebnissen der anderen Welt, Zeit oder Dimension.

Ich bückte mich, denn ich wollte mein Kreuz aufheben. Ich nahm es an mich, lächelte ihm zu, es war wieder normal, dann hängte ich es wieder an seinen alten Platz.

Laroche hielt den Kopf gesenkt. Er schluchzte. Shao und Suko standen zusammen, sie hatten sich umarmt und trösteten sich gegenseitig. Ich aber ging auf Guy Laroche zu und führte ihn zu einem Stuhl. Dort drückte ich ihn nieder.

Er konnte nicht sprechen, er würde einige Zeit brauchen, um zu begreifen, daß sein Leben wieder in normalen Bahnen lief, auch wenn er einen Freund verloren hatte.

Ich war ungehalten, als plötzlich die Tür aufflog. Gregory kehrte zurück, nicht allein, er hatte Verstärkung mitgebracht. An den Rangabzeichen des zweiten Mannes, der sich neben Gregory aufgebaut hatte, erkannte ich einen hohen Dienstgrad.

Auf den Gang standen mehrere Beamte wie Leibwächter. Der hohe Offizier herrschte mich an. Er schaute mir dabei drohend ins Gesicht. »Was ist hier vorgefallen?«

Ich lächelte ihm zu. »Vorgefallen?«

»Ja, zum Teufel!«

»Sehen Sie was?«

Er schaute sich um. »Nein«, gab er zu. »Nein, ich sehe nichts.«

»Eben.«

Der Mann wandte sich an Gregory. »Was haben Sie mir denn alles erzählt? Verdammt!«

»Sir, ich… ich…« Er schnappte nach Luft. »Ich habe gesehen, wie… wie…«

»Gar nichts haben Sie gesehen, Gregory. Kommen Sie mit, wir sprechen uns noch.« Dann bekam ich wieder einen bösen Blick zugeworfen. »Und wir auch, Mister…«

»Natürlich«, sagte ich, »aber später, viel später…«

ENDE des Zweiteilers